

LEBEN, GEDANKEN,
WELTANSCHAUUNG
EINES KURLÄNDERS

(1841–1922)

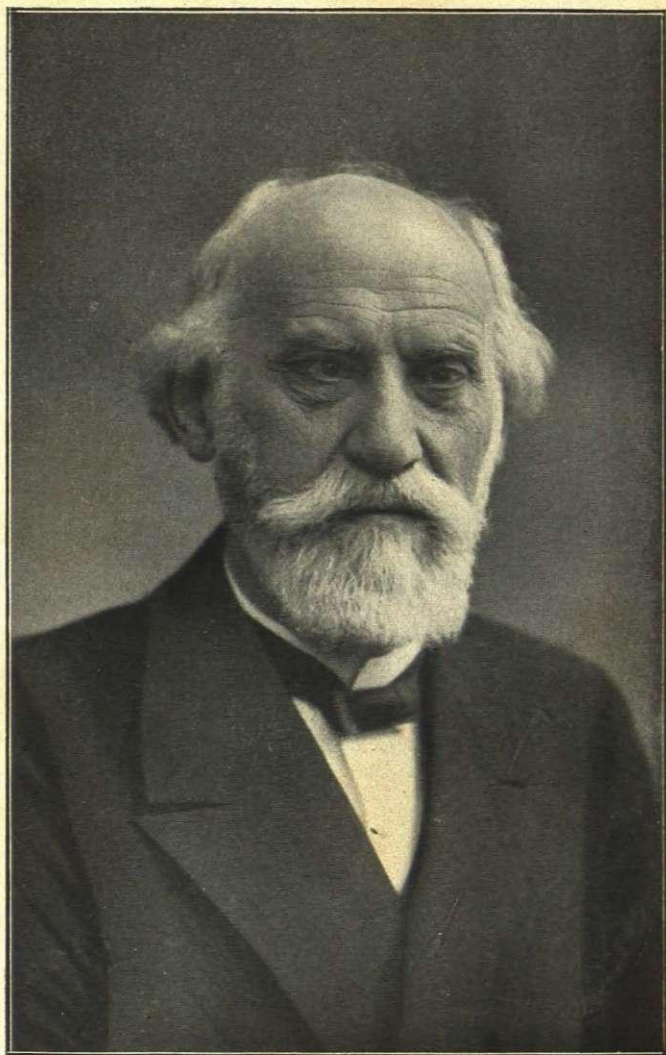
VON

HERMANN ADOLPHI

RIGA

VERLAG JONCK & POLIEWSKY

1 9 2 3



J. Koolyfi.

LEBEN, GEDANKEN, WELTANSCHAUUNG EINES KURLÄNDERS

(1841—1922)

VON

HERMANN ADOLPHI

MIT EINEM TITELBILD



*Der rechte Sinn stirbt mit
dem Menschen nicht,
Im Leben und im Tode
dauert er.*

RIGA

VERLAG JONCK & POLIEWSKY

1 9 2 3

Alle Rechte vorbehalten.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

ZUEIGNUNG.

Viel Leid hab' ich auf meinem Weg erfahren,
Ich blieb zuletzt ganz auf mich selbst beschränkt,
Vor dem Verzweifeln konnt' mich nur bewahren,
Was einst der Weltengeist uns hat geschenkt.

Du hast den Geist der Liebe mir verliehen,
Er hielt mich aufrecht in der trübsten Zeit,
Vergalt mir tausendfach all mein Bemühen,
Gab mir den Ausblick in die Ewigkeit. —

VORWORT.

Jeder einzelne, jeder, auch der schlichteste Haushalt, unterliegen einer starken Beeinflussung durch die Gesinnung der Umwelt. Entweder werden sie sich dieser Gesinnung anschließen, wenn auch nicht selten widerwillig, oder sie werden sie bekämpfen und ihren eigenen Weg gehen, auch wenn sie darunter zu leiden haben. Erst beim Rückblick von einer größeren Höhe des Lebens werden wir die Vorurteile und Fehler auf der einen wie auf der anderen Seite wahrnehmen und erkennen, warum der Lebenslauf ein solcher, wie er gewesen, hatte sein müssen. Einen solchen Lebenslauf mit Kämpfen gegen die Umwelt und vielem Leid durch sie habe auch ich durchgemacht und nahm ihn als Schicksalsfügung hin, als einen notwendigen Zusammenstoß der im Vaterhaus gewonnenen Anschauungen mit denen der Außenwelt, wie ihn auch andere erlebten.

Erst als von mehreren gereiften Männern wiederholt die Aufforderung an mich erging, die Ereignisse meines arbeitsvollen Lebens festzuhalten, zumal sie in eine Zeit fallen, in der das Leben unseres deutschen Volkstums und das Bestehen unseres Landes in Frage gestellt waren und noch sind, entschloß ich mich gern, dieser Aufforderung nachzukommen. Würde sich dabei ein Einblick ergeben in das Leben und Streben des Baltenslandes, dieser größten und bedeutsamsten Kolonie Deutschlands, zur Zeit seines schweren Ringens um seinen Bestand, dann wäre der Zweck dieser Arbeit in allem erfüllt.

INHALTSANGABE.

	Seite
1. Leben	9
a) Die Familie der Adolphi, das Vaterhaus	9
b) Die Schulzeit, das Mitausche Gymnasium, die Hausfreunde, damalige Lebensführung, die Hauslehrerzeit	18
c) Die Universität Dorpat, die Landsmannschaften, der erste Zusammenstoß überkommener sittlicher Anschauung mit wilder zerstörender Leidenschaft, Mitau	30
d) Ein Liebestraum und seine Zerstörung	50
e) Das erste Amt als Sekretär der Stadtverwaltung und des Stadtgerichtes in der Kreisstadt Bauske	53
f) In der Kreisstadt Hasenpoth als Sekretär des Obergerichts und als Stadthaupt; nach überstandenen Kampfe das Idyll meines Lebens	58
g) Stadthaupt der See- und Handelsstadt Libau, die Beziehungen dieser aufblühenden Stadt zu den Ostseeprovinzen und der Reichsregierung in Petersburg	75
h) Als Privatmann und Rechtsanwalt	96
2. Gedanken	100
a) Kurze Angaben von Abhandlungen, wie sie im Laufe der Zeit entstanden, und soweit sie noch heute Anteilnahme finden könnten über Frauenemanzipation, Armenwesen und staatliche Fürsorge, Zufuhrbahnen, Stadtverwaltungen, Zukunft des Baltens, Minoritäten, Fremdstämmige und Andersgläubige, die Juden, das Baltenland, die Neutralen, die Großrussen, Los von Rom, eine große Gefahr, ein Düna-Dniepr-Kanal, Konservative und Liberale,	

	Seite
Politik und Moral, ein Denkmal baltisch-deutschen Geistes, Versailler Friedensschluß	100
b) Drei Abhandlungen aus dem wirtschaftlichen, sprachlichen und seelischen Leben der Menschen .	110
Abschied von meiner Hausbibliothek	128
3. Meine Weltanschauung im 81. Lebensjahre	130
a) Gibt es eine göttliche Weltordnung, einen Geist der Liebe?	131
b) Ist die Menschheit ein Ganzes?	139
c) Das Verhältnis des Menschen zur Erde	142
d) Die Aufgabe des Menschen in der Gesamtheit .	144
e) Ergebnisse dieser Lebensreise mit seinen Gedanken	146

I. LEBEN.

a) Die Familie der Adolphi, das Vaterhaus.

Die Familie der Adolphi in Kurland und Livland stammt von zwei Vettern, die zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts als protestantische Prediger aus Brieg in Schlesien nach Kurland einwanderten. Der ältere, Johannes, Frühprediger an der Trinitatiskirche in Mitau und Propst, ist Stammvater der kurländischen, der jüngere, Heinrich, zuerst lettischer Prediger in Doblen, dann Frühprediger an der erstgenannten Kirche und Superintendent, Stammvater der livländischen Linie. In der Familie erhält sich eine mittlere Tüchtigkeit und wissenschaftliches Streben, so daß die meisten Glieder derselben einen gelehrten Beruf wählen, namentlich Prediger werden. Gelegentlich macht sich ein ausgeprägtes Rechtsgefühl geltend und zeigt sich dichterische Begabung.

Von dem Superintendenten Heinrich Adolphi — 1661 — heißt es in dem Kurländischen Predigerlexikon: „Er schrieb nach Vorarbeiten des Chr. Fürecker die erste vollständige lettische Sprachlehre.“ Kulturhistorisch bemerkenswert ist, was er in der Vorrede sagt: er schreibe dies Buch, um dem Wunsche der Letten, die so gern die deutsche Sprache lernen, nachzukommen, und für die vielen Damen, die lettische Kinder darin unterrichten wollten. Einer seiner Nachkommen war zuerst Prediger in Kurland und ging dann nach Livland; sein Großsohn ist der livländische Dichter, Dr. med. Alexis Adolphi.

Von meinem Großvater Konrad Gotthard Adolphi, 1735 bis 1810 Pastor in Gramsden, las ich auf einer kulturhisto-

rischen Ausstellung in Riga in dem ausgestellten Stammbuche eines Rigensers vom Jahre 1755 seine Selbstschilderung:

Bücher, die zum Lesen taugen,
Lieder reiner Zärtlichkeit,
Meiner Phyllis schöne Augen,
Die mein Herz halb sucht, halb scheut,
Ein von Fluch befreiter Bissen,
Den mein Mund gesund verzehrt,
Und mein lachendes Gewissen
Sind 10 Silber-Flotten wert.

Zum Bilde dieses lebenslustigen Studenten und kurländischen Predigers gehört ein Vorfall, der sich mit ihm in Gramsden zutrug und in der Tradition der Familie fortlebte. Polnische Insurgenten waren von der nahen litauischen Grenze nach Kurland übergetreten, um dort die Bevölkerung mitzureißen und dabei die Höfe zu plündern. Die herrschaftliche Familie mit Frauen und Kindern hatte sich nur in höchster Eile retten können. Da hörte der Pastor davon und fuhr sofort hin. Er kam gerade zu dem kritischen Momente, als der Keller erbrochen war und Branntweinfässer herausgerollt wurden. Seine Mahnungen ärgerten die Leute, so daß der Ruf laut wurde: „Man muß den Alten totschiagen!“ „Ja,“ rief er ihnen entgegen, „das könnt ihr tun, dann aber seid und bleibt ihr für immer Mörder.“ Darauf hörten sie auf ihn und ließen sich zur Ruhe bereden.

Meinen Vater Wilhelm Heinrich Adolphi, Dr. med. et chir. 1793—1848, kennzeichnet sein folgender Brief an den Fürsten Lieven auf Senten in Kurland vom Jahre 1839, zu dessen Erläuterung ich noch hinzufügen muß, daß mein Vater harthörig wurde und deshalb nach vorausgehendem Studium Doktor der Veterinärkunde geworden war. Er hatte

eine Heilart der Krätze gefunden, die damals, da es noch kein Mikroskop gab, eine sehr schlimme Krankheit war, und wandte sich, um die Heilart allen bekannt zu machen, mit der Bitte an den Adressaten, die Kosten dieser Bekanntgebung im allgemeinen Interesse tragen zu wollen, da die große Ausgabe des Druckes dieser Schrift er aus seinen Mitteln nicht tragen könne.

Durchlauchtigster Fürst!

Wäre die Veranlassung zu diesem Schreiben von den niederen persönlichen Interessen des täglichen Lebens hergenommen, so würde ich es nicht wagen, die folgenden Zeilen an Ew. Durchlaucht zu richten. Es handelt sich aber hier um etwas Höheres, um das Lebendigwerden des Christlichen Glaubens in Wort und Tat, da müssen die Schranken der Convenienz fallen, der simpelste Privatmann hat alsdann das Recht als Christ den Christen zu fragen: Warum unterläßt Du dieses? Warum thust Du jenes? Sind Deine Handlungen auch aus der reinen Quelle des ächten Christentums hervorgegangen? Kannst Du sie vertreten? Und wie willst Du sie vertreten? Auf solche Fragen muß der Christ — er sei Fürst oder Bauer — hören, ja, er muß sich verantworten, wenn es Handlungen betrifft, durch welche er Andere, die auf ihn sehen, irre macht; denn in der Bibel steht: „Du sollst kein Ärgernis geben.“

Ich komme zur Sache.

Nachdem ich vor einiger Zeit mich an Ew. Durchlaucht mit der Bitte gewandt hatte, die Kosten des Druckes einer Schrift über die Heilung der Krätze zu tragen, durch welche das physische Elend des Volkes — so oft die Wurzel des moralischen — wenigstens in einer Hinsicht gemindert werden könnte, erhielt ich die Antwort, daß Ew. Durchlaucht nicht selbst Arzt wären, wohl aber gesehen hätten, wie die

Ärzte durch schnelle Heilung des in Rede stehenden Übels gefährliche Folgen herbeigeführt hätten; Sie könnten daher auf meinen Wunsch nicht eingehen, um — nach Sirach, — sich nicht in Dinge zu mischen, die nicht Ihres Amtes wären, und weil Sie sich nicht — nach Paulus — fremder Sünden theilhaftig machen wollten. Daraus geht hervor, daß Ew. Durchlaucht ohne Prüfung annehmen, daß das von mir empfohlene Mittel zu der Klasse der schädlichen gehöre. Das ist aber gegen den Geist der Bibel, welche sagt: „Prüfet und das Gute behaltet.“ Und doch war hier eine Prüfung so leicht zu bewerkstelligen, wenn Ew. Durchlaucht von mir die Beweise verlangt hätten, daß durch das Mittel auch wirklich der beabsichtigte wohltätige Zweck erreicht werden könne. Ich hätte dann, von der Ansicht ausgehend, daß die unzweideutigsten Beweise für eine Sache diejenigen sind, welche von den Gegnern derselben hergeholt werden, Ew. Durchlaucht ersucht den Dr. Beuning, der ohne das Mittel jemals versucht zu haben, sich stäts dagegen erklärt hat, zu fragen, wie es jetzt um den kleinen Sohn des Schorrstädschen Schreibers Coppe stehe, den derselbe wegen eines Ausschlages zwei Jahre hindurch mit äußerlichen und innerlichen Arzeneien überhäuft hat, der endlich im vorigen Jahre, nach meiner Methode behandelt, in drei Tagen von seinem Übel befreit wurde und seitdem ein gesunder, blühender Knabe geworden ist. Derselbe Arzt hätte auch Auskunft geben können, ob auch nur an einem einzigen der fünfzig Kranken, die seines Abmahns ungeachtet von dem Herrn von Hoven behandelt wurden, seitdem die üblen Folgen eingetreten sind, die er von dem Mittel befürchtet. Ich würde ferner Zeugnisse von dem Dr. Koch, der in diesem Jahre 300 Krätzige behandelt hat, sowie von den Doktoren Busch und Witte beigebracht haben, welche mit diesem Mittel das ekelhafte Übel aus ihrem umfassenden Geschäftskreise fast

gänzlich verbannt haben, und zu dem Allem käme dann noch das Zeugnis des Herrn von Ascheberg, der von einem 15 Jahre alten, allen anderen Mitteln widerstehenden Ausschlage, durch meine Methode sich befreit hat. Wenn nun der weise Sirach aus seinem Grabe erstände und Ew. Durchlaucht mit diesen Zeugnissen ehrenwerther Männer vor ihn hinträte, sprechend: Darf ich diese Sache fördern? würde er Sie wohl auf seinen Spruch verweisen? Und käme der heilige Paulus vom Himmel herab, müßte er Ihnen nicht zurufen: „Hüte Dich meine Worte zu mißdeuten; denn das sind Gottes Worte.“ Was soll nun aber ich tun oder lassen, wenn ein so frommer, in der Bibel bewanderter Herr, wie Ew. Durchlaucht, durch Stellen in dem heiligen Buche, deren Anwendbarkeit auf den vorliegenden Fall meinem Verstande nicht einleuchten will, mich an meinen guten Werken irre machen.

Ich gehe zu einer anderen Gewissensangelegenheit über, zu dem Verbot des Branntweinverkaufes in Ihren Krügen. Ew. Durchlaucht müssen gefühlt haben, daß dieses Verbot, wenn es von einem einzelnen Gutsbesitzer allein ausgeht, nur eine halbe Maaßregel ist und eine solche nach der Erfahrung niemals nützt, oft aber schadet. Dennoch haben Sie dieselbe unbekümmert um den Erfolg, und zwar deshalb ergriffen, weil Sie sich nicht fremder Sünden theilhaftig machen wollen. Wo steht aber geschrieben, daß, um fremder Sünden sich nicht theilhaftig zu machen, man sich eigener Sünden schuldig machen darf? Oder wäre es etwa nicht Unrecht, daß der Gutsherr dem Armen, der für ihn arbeitet, das einzige Labungsmittel versagt, das ihn erquickt, wenn er von der Last seines Schicksals sich niedergedrückt fühlt? Ist es etwa gut zu heißen, daß den bemitleidenswerthen Menschen, die durch heiß und kalt, durch naß und trocken, durch dick und dünn getrieben werden, das unserem

Klima und ihren Verhältnissen angemessenste Mittel geraubt wird, den gesunkenen Lebensgeist aufzurichten, das nach innen gedrängte Blut wieder nach außen zu treiben? Vielleicht sagt aber die Bibel das Gegenteil? Keineswegs. Nirgends findet man in ihr den Branntwein verboten, und der Wein wird sogar erlaubt. Was verboten wird, das ist der Mißbrauch, das Übermaß. Wollen wir nun, was wir stets sollten, unser Denken und Thun nach der Bibel einrichten, so haben wir nur den Mißbrauch geistiger Getränke nach Kräften zu verhüten; sie selbst zu verbieten, steht dem Menschen nicht zu, denn auch sie sind uns von Gott gegeben und nach der Bibel ist jede Gabe Gottes gut. Hätten Ew. Durchlaucht in diesem Geiste gehandelt, hätten Sie, anstatt Ihre Krüge zu verschließen, rechtliche deutsche Männer hingestellt, diesen keinen Anteil am Gewinne vom Branntwein gestattet und es ihnen zur strengsten Pflicht gemacht, einer und derselben Person an einem Tage nicht mehr als 1—2 Glas Branntwein zu verabfolgen; wer hätte das Uneigennütziges einer solchen Handlung nicht gefühlt, das Zweckgemäße derselben nicht ehrend anerkannt, ja mancher Gutsbesitzer wäre vielleicht dem guten Beispiele gefolgt. Anstatt dessen haben Sie mit jener Maaßregel Ihre Leute dem Szagarrenschen Juden überantwortet. Diese werden sie moralisch zu verderben suchen, und das wird ihnen gelingen. Völlerei wird dann im Grenzhöfischen Gebiete zu Hause sein, die Wirtschaft ihrem Ruin entgegengehen und der Vorwurf auf dem lasten, der das Gute zwar wollte, das Böse aber hervorrief. In der Bibel steht: „Was ihr säet, werdet ihr ernten.“

Endlich muß ich mich einer Sache zuwenden, die gewissermaßen mich selbst betrifft. Gewiß wie ich es bin, daß kein pekuniäres, sondern ein viel höheres Interesse mich leitet, bekümmere ich mich wenig um die Deutungen, denen meine Worte ausgesetzt sein könnten. Ew. Durchlaucht haben mein

bisheriges Verhältnis zu Grenzhof aufgehoben, ohne den Grund dafür anzugeben. Dieser ist aber hoffentlich kein anderer als der, daß dort im vorigen Frühjahr viele Thiere zu Grunde gegangen sind und Ew. Durchlaucht mir die Schuld beimessend meine ärztliche Hilfeleistung für unzureichend halten.

Haben aber Ew. Durchlaucht sich zuvor überzeugt, ob auch mir die Schuld zufällt? Untersuchtet, ehe ihr richtet! Schon im Anfang des vorigen Winters, wo das Vieh in Catharinenhof schwach zu werden anfang, habe ich Ihrem Amtmanne angedeutet, daß die Thiere dort darben, daß sie zu Grunde gehen werden, weil sie von dem nahrungsarmen Futter sich nicht erhalten können. Nach Winkelhof wurde ich erst berufen, nachdem dort bereits 20 Stück gestürzt und die übrigen zum Aufheben waren. Ich wiederholte damals dem Amtmanne, daß nicht sowohl die Apotheke als die Kleete die Thiere zu Kräften bringen könne. Er hat sie darauf mit erfrorenen Kartoffeln gefüttert und mit dieser bekanntlich giftigen Substanz sie haufenweise hingeopfert.

Nicht aber allein in vorigem Hungerjahre darben in Grenzhof die Thiere mehr oder minder. Diesen nützlichen Creaturen, die im wörtlichen Sinne unsere Ernährer sind, hilft es dort wenig, daß in der Bibel geschrieben steht: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.“ Ew. Durchlaucht mögen darum nicht gewußt haben. Muß man sich aber um ein vom Himmel überkommenes Gut bekümmern, darf man es gänzlich Leuten überlassen, die unter der Maske äußerlich christlicher Frömmigkeit oft bloß ihre sehr unchristlichen Herzen verbergen wollen! In der Bibel steht: „Wem viel anvertraut ist, der wird viel zu verantworten haben.“

Ich fürchte nicht, daß meine Absicht gemißdeutet werden

könne, am wenigsten von Ihnen, mein Fürst! dessen allgemein anerkanntem edlen Charakter jede gehässige Deutung fremd ist. Dennoch will ich hier mit kurzen Worten aussprechen, was allein ich mit diesem Schreiben bezwecke. Auf der Lebensreise, die ich bisher an der Hand der Bibel gemacht, ist mir die Erkenntnis aufgegangen, daß der Glaube allein nicht selig macht, auch nicht allein die Werke, und beide zusammen nur dann, wenn der Glaube von keinem Wahne irre geführt wird, die Werke im Schoße der Weisheit geboren und empfangen werden. In Gefahr durch Sie, mein Fürst, an den erworbenen religiösen Erkenntnissen irre zu werden will ich diese vertheidigen und zugleich Ihnen zurufen: Du hast wohl den Glauben, siehe aber zu, daß es der ächte sei; Dir fehlen auch nicht die Werke, siehe aber zu, daß ihnen nicht die Weisheit fehle, von der Salomon sagt: „Wohl dem Menschen, der sie findet, sie ist ein Baum des Lebens Allen, die sie ergreifen und selig ist, wer sich auf sie stützt.“

Mit tiefer Ehrfurcht nenne ich mich Ew. Durchlaucht
gehorsamer Diener

Dr. Wilh. Adolphi.

Mitau den 25. Dez. 1839.

Eine feinere Abfertigung hochmütiger Überhebung ist wohl selten geschrieben worden. Ich führe sie auch als Kulturzeugnis für unser Land in dieser Zeit hier an.

Auch ein gemüthvolles Zeugnis seiner Gesinnung bei einem Familienereignis möchte ich nicht übergehen. Ihm wurden Zwillinge, zwei Knaben, geboren. Er nannte sie, damit sie immer einig sein möchten, den einen Hermann Amadeus (Gottlieb) und den anderen Armin Theophil (Gottlieb), also mit demselben Namen, und gab ihnen nach damaliger Sitte einen Rufnamen, dem ersten, da seine Händchen gefaltet

waren, Pastor, und den anderen, da seine Hände zur Faust geballt waren, Soldat. Beides bewährte sich in der Folge. Beide blieben in der Schule wie auf der Universität immer zusammen und bekleideten in ihrem späteren Berufe auch gleichmäßige Ämter. Während der erste viele geistige Kämpfe durchzumachen hatte, fiel der andere im Kampfe gegen Aufrührer, die ihn überfielen.

Gelegentlich sagte mein Vater den Söhnen: „Euch eine Bildung durch Beenden eines klassischen Gymnasiums zu gewähren, halte ich mich für verpflichtet; was ihr weiter ergreift, ist eure Sache, ihr könnt auch Handwerker werden.“ Alle sieben Söhne wurden nach Beendigung des Gymnasiums Hauslehrer, um sich die Mittel zum Studium zu erwerben, und studierten in Dorpat.

Ein Gedicht, dessen mein Vater häufig erwähnte, war Schillers „Teilung der Erde“.

„Was tun? spricht Zeus, die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein,
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.“

Daß wir Zwillingsbrüder schon in früher Zeit eine feste Lebensrichtung nahmen, verdanken wir, da mein Vater starb, als wir noch Kinder waren, nächst unseren Lehrern, der Mutter, einigen älteren Freunden des Hauses und dem feingebildeten Kreise, in dem man damals in Mitau verkehren konnte. Die Lieblingsdichtungen der Mutter waren: Schillers Glocke, auch Goethes Balladen sowie Chamissos Kreuzschau und das Lied der alten Wäscherin. Oft, wenn des Tages unablässige Mühen und Sorgen vorüber waren, haben wir ihr diese auf ihren Wunsch hergesagt oder Gleichwertiges vorgelesen. Auch ein bedeutsamer Ausspruch von ihr ist mir in Erinnerung geblieben: Christus war ein von Gott besonders erleuchteter Mensch.

Meiner älteren Schwester Emma möchte ich hier noch erwähnen, da sie nach dem Tode der Mutter deren Stelle vertrat. Ihr klarer Geist und fester Sinn spricht sich in ihrem Wahlspruch aus: „Die treu hier hoffen, glauben, lieben, trägt Gott ins Buch des Lebens ein.“ Sie starb als letzte meiner Geschwister im achtundachtzigsten Lebensjahre. Sie und die jüngere Schwester Adolphine stützten das Haus durch ihren Erwerb als gesuchte Lehrerinnen.

b) Die Schulzeit, das Mitausche Gymnasium, die Hausfreunde, damalige Lebensführung, die Hauslehrerzeit.

Die Jugend und Schulzeit in Mitau 1848—1861 war eine schöne Zeit. Die Lehrer an dem von Herzog Peter 1775 gegründeten Gymnasium illustre waren, abgesehen von den russischen Sprachlehrern, durchweg hochgebildete Menschen. Wo dazwischen die Lehrmethode zu wünschen übrig ließ, trat ihr männlicher Charakter und ihr menschenfreundlicher Sinn in um so helleres Licht. — Das Schülermaterial kam fast ausschließlich her aus den im Deutschtum lebenden Kreisen des Landes. Gab es einmal einen Zusammenstoß, so wurde er restlos durch einen Anruf des Ehrgefühls erledigt. — Auch das Verhältnis zwischen Schule und Haus war ein erfreuliches. Es war ein Zusammengehen zum Erreichen des gleichen Zieles, wobei die Grenzen sicher gewahrt wurden. —

Die folgenden Erlebnisse werden, wie ich meine, das Obige bestätigen. — Der wissenschaftlich bedeutendste von den Lehrern in dieser Zeit war wohl der Oberlehrer des Griechischen, Karl Paucker, der nachherige Professor in Dorpat. Er wies uns auf die Etymologie der Sprachen hin. Aus der Beschäftigung damit in späteren Jahren erkannte

ich in ihr das wichtigste Mittel zur Erkenntnis des Volks- und Menschengestes und gewann mir dadurch die höchste Lebensfreude. Als ihn einmal in der Prima zwei unaufmerksame Schüler in seinem Vortrage durch Unterhaltung störten, wurde er zornig und sagte: „Ein Satz, den ich hier ausspreche, hat mir manchmal acht Tage Arbeit gekostet, ausspreche, hat mir manchmal acht Tage Arbeit gekostet; Er wurde nie mehr gestört. —

Der Oberlehrer der lateinischen Sprache, Adolf Vogel, wäre nach seinem Äußeren, seiner Haltung und seiner gemessenen Redeweise eine würdige Erscheinung im römischen Senate gewesen. In der Prima schrieben wir lateinische Aufsätze, die er in lateinischer Sprache mit uns besprach. Sein vornehm freundliches Wesen bewahrte ihm eine liebevolle Erinnerung bei seinen Schülern. Kulturhistorisch bemerkbar war seine Stellung dadurch, daß er, obwohl in Kurland geboren und erzogen, als Oberlehrer einer Staatsschule deutscher Reichsangehöriger blieb und bleiben durfte. —

Noch ein dritter Lehrer trat in dem Lehrpersonal dieser Zeit besonders hervor. Es war dies der Oberlehrer der Religion, Georg Ernst Engelmann, der vorher Oberlehrer der griechischen Sprache gewesen war. Von ihm nahmen wir Schüler an, daß er alles wisse. Er füllte häufig Stunden aus, sobald ein Lehrer am Erscheinen verhindert war, erzählte uns viel Wissenswertes und erlaubte uns, Fragen zu stellen. Nun fragten wir alles mögliche, was er nicht beantworten wollte. Dann nahm er als Schnupfer eine Prise, tupfte den Frager auf die Schulter und sagte: „Mein lieber junger Freund, kommen Sie nach zehn Jahren wieder.“ Im Anlaß einer solchen Frage, die mein Bruder getan hatte, und der obigen Antwort, sagte mein Bruder: „Ich glaube, Herr Oberlehrer, wenn Sie mir eine klare Antwort geben wollten, würde ich diese auch heute schon verstehen.“ Nun nahm

er wieder eine Prise, tupfte ihn wieder auf die Schulter und sagte: „Mein lieber junger Freund, kommen Sie nach zwanzig Jahren wieder.“ — Allgemeine Heiterkeit. —

Für das Verhältnis zwischen Schule und Haus möchte ich als bezeichnend einen Vorfall in meinem elterlichen Hause anführen. Zur Zeit Kaiser Nikolaus' I., der nur militärische Dressur schätzte, war ein ausgedienter Flottenoffizier zum Direktor des Gymnasiums ernannt worden. Da er keine allgemeine Bildung besaß, auch nur gebrochen deutsch sprach, war sein Zusammenhang mit dem Lehrerkollegium nur ein formeller. Als er gelegentlich eine der unteren Klassen besuchte, fand er den Unterricht augenblicklich unterbrochen, weil ein übermütiger Bube Stinkspiritus ausgegossen hatte. Auf die Bemerkung des Lehrers darüber, sagte der Direktor: „Ich höre hier nichts von schlechtem Geruche.“ Der Russe braucht für hören und riechen dasselbe Wort. Mein älterer Bruder, der auch Schüler dieser Klasse war und das hörte, lachte bei dieser Äußerung. Da trat der Direktor auf ihn zu, sagte ihm, er sei wohl der Täter gewesen und solle dafür mehrere Tage nachsitzen. — Mein Vater war in einer schwierigen Lage, als mein Bruder ihm unter Tränen erzählte, was vorgefallen war, und dabei erklärte, er sei wirklich unschuldig. Die Gnade des Direktors anrufen wollte man nicht, eine Beschwerde konnte leicht zu einer Mißstimmung zwischen Lehrkörper und Direktor führen; der Knabe aber mußte doch getröstet werden. „Du bist unschuldig?“ fragte mein Vater. „Ja.“ „Was meinst du, war Christus schuldig, als er gerichtet wurde?“ „Nein.“ „Nun, so gehe hin und leide die Strafe.“ Und der Knabe tat es frohen Mutes. —

Entsprechend diesen Verhältnissen lebte auch die Schulljugend im Deutschtume. Als einmal der Lehrer der russischen Sprache in der Schule von der Größe des russischen Volkes gesprochen hatte, trat er auf einen Schüler, einen

jungen Baron Ropp, zu und fragte ihn, welcher Nation er angehöre. „Ich bin Kurländer,“ erhielt er zur Antwort. „Weiter nichts? Sie sind doch auch Russe?“ „Nein, ich bin nur Kurländer.“ Die verlangte Antwort, er sei Russe, kam nicht heraus. Und so dachte die ganze Schule.

Von den Freunden des Hauses trat uns Knaben wie ein rechter Freund entgegen der Obersekretär der Gouvernementsregierung, Jeannot Stähr, ein hochgeachteter Mann, von festem, klarem Willen und liebevollem Gemüte. Seine schwächliche Leibesbeschaffenheit ließ ihn ein zurückgezogenes Leben führen und gab ihm mehr Zeit als anderen. Alles, was uns bewegte, konnten wir seinem Urteile unterstellen; es war immer für uns maßgebend. Zwei seiner Aussprüche, die mich durch das Leben begleitet haben, möchte ich erwähnen. Als Kaiser Alexander im Jahre 1856 auf der Fahrt von Warschau nach Petersburg nach Mitau kam, hatten wir einen guten Stand eingenommen und kamen freudestrahlend zu dem Freunde, um ihm unser Glück zu erzählen. Unsere Frage, warum er nicht hinausgegangen wäre, begegnete er mit der Gegenfrage: „Sieht er anders aus als andere Menschen?“ Das war ein kalter Überguß. Aber im späteren Leben habe ich mich nie bemüht, hervorragende Menschen im Vorübergehen zu sehen. Ja, wenn man sie hören und mit ihnen sprechen könnte! Und weiter erzählt mir nach seinem frühen Tode meine Mutter, er habe einmal gesagt: „Der Hermann hat eine gute Eigenschaft; wenn ihm etwas nicht gelingt, dann fragt er sich, wie weit warst du selbst schuld daran.“ Beim Nachdenken darüber fand ich, daß ich immer von der Überzeugung ausging, was Recht sei, muß auch Recht bleiben, darum hätte ich das Vorhaben wohl nicht richtig vorgebracht.

Ein guter Freund war uns Knaben auch der Oberhofgerichtsadvokat, Mag. jur. Ferdinand Seraphim, eine

leicht aufbrausende Natur, aber von reinster Gesinnung und ein Freund der Jugend. Auf weiten, bis in den späten Abend dauernden Spaziergängen wurde die gesamte humanistische Schulweisheit durchgegangen und geklärt.

Der Pastor der reformierten Gemeinde in Mitau, Hermann Cruse, eine würdige Persönlichkeit, von heiligem Ernste durchdrungen, stand schon durch sein Amt der Familie nahe. Die kleine Gemeinde füllte nicht die mittelgroße, schmucklose Kirche; nur am Gründonnerstage war sie durch Hinzukommen anderer Gemeindeglieder überfüllt. An diesem Tage fand die Konfirmation der jungen Gemeindeglieder statt. Nach der Predigt hielt der Pastor eine Ansprache an die im Halbkreise vor ihm stehenden Konfirmanden und Konfirmandinnen, die eine ernste Mahnung zu christlich-sittlicher Lebensführung war. Dann trat er an jeden heran mit den Worten: „So reiche mir deine rechte Hand zum Zeichen der Reinheit deines Gelübdes; Gott, der an dir angefangen hat sein großes Werk, möge es gnädig vollenden.“ Dann segnete er ihn durch Handauflegen und sprach den Bibelspruch, den er ihm auf Grund seines schriftlich eingereichten, freien Bekenntnisses auf den Lebensweg mitgab. Es war eine eindrucksvolle Feier.

Wie feinfühlig die Geselligkeit war, zeigte sich mir gelegentlich eines Besuches im Hause des früheren Medizinalinspektors Reinfeldt, des liebsten Freundes meines Vaters. Die ganze Familie war zu einer Festlichkeit aufgefordert; als Frau und Kinder sich zum Besuche rüsteten, erklärte Reinfeldt, daß er nicht hineingehen werde, und blieb trotz der Bitten der schönen Frau dabei. Ich blieb bei ihm; der Alte wurde immer heiterer, erzählte viel und sagte endlich: „Nun wollen wir auch hingehen.“ Als ich ihn fragte: „Warum wolltest du nicht gehen?“ sagte er: „Ich war durch einen unangenehmen Vorfall sehr verstimmt worden; da darf man

nicht in Gesellschaft gehen; denn ich darf von den Gastgebern nicht verlangen, daß sie mir meinen Ärger vertreiben; wenn man in Gesellschaft geht, muß man eine gute Laune mitbringen.“

Die Schlichtheit der Lebensführung und die Billigkeit der Lebensmittel ermöglichten einen vollkommen unbehinderten geselligen Verkehr. Schon die im Marktverkehr gebräuchliche Münze ließ die Billigkeit der Lebensmittel erkennen. Für einen Groschen (= $\frac{1}{2}$ Kopeken) erhielt man einen nicht ganz kleinen Weißbrotkringel, für einen Fering (= 3 Groschen) ein sogenanntes Franzbrot, gewöhnlich die Zukost zum Kaffee, mit der man bis Mittag auskam, für einen Fünfer (= 5 Ferdinge oder $7\frac{1}{2}$ Kopeken) ein Pfund gute Butter. Ein Kubikfaden Floßholz $7 \times 7 \times 7$ kostete 3 Rubel.

Die Damen besuchten sich natürlich oft zum Kaffee, und die Herren, die sich auf dem Spaziergange am Nachmittag trafen, folgten häufig der Aufforderung, den Tee gemeinschaftlich einzunehmen, um eine begonnene Unterhaltung fortzusetzen.

Dieser freie gesellschaftliche Verkehr brachte auch einen großen geistigen und sittlichen Gewinn. Er führte zur Ausgleichung der verschiedenen Lebensanschauungen und schuf eine öffentliche Meinung für das, was zu tun erlaubt sei, und was man nicht tun dürfe. Für den Schwachen war dies ein Halt, für den Starken ein Weg zum Fortschritte.

Noch eines Bildungsmittels aus jener Zeit will ich gedenken, des Theaters, der Bretter, die damals die Welt bedeuteten. Das Rigasche Theater, das zu den besten seiner Zeit gehörte, kam oft mit seinen berühmten Gästen nach Mitau herüber. Wir sahen und hörten die großen Tragöden Devrient, Davison, Levassor, Kühn, die Niemann-Seebach, die Rabe und die leichtgeschürzte Muse, die Komiker Butter-

weck, Marquart, Müller, Geistinger, Schunke und andere mehr — heute nur Namen, Rauch und Schall. Aber ich glaube, wir dürfen von dem großen Schauspieler dasselbe sagen, was Schiller von dem Sänger sagt: Wie mit dem Stab des Götterboten beherrscht er das bewegte Herz; er taucht es in das Reich der Toten; er hebt es staunend himmelwärts und wiegt es zwischen Ernst und Spiele auf schwanker Leiter der Gefühle. Sie hatten die Gegenwart und lebten nur durch Übertragung in der Menschen Seele weiter.

Uns kam dabei zustatten, was wir unserer lieben Mutter verdankten, daß wir diese Dichtungen wörtlich im Gedächtnis hatten. Wir konnten uns um so freier von ihrem Sinn erfassen lassen. —

Mit dem abgelegten Abiturientenexamen endete diese Jugendzeit. Als wir der Mutter unsere Zeugnisse übergaben, sagte sie beim Durchlesen: „Nr. 1.“ Ich sehe noch heute den freundlichen Schein, der ihre schönen Züge dabei überflog.

Dieser Jugendzeit schließe ich noch die anderthalb Jahre meiner Hauslehrerzeit an, da ich sie in Mitau verlebte und in derselben Weise zu meiner Fortbildung benutzte.

Meine Pflichten hörten mit dem Nachmittage auf, und auch am Feiertage war ich frei. In dieser Zeit unterrichtete ich zwei Stunden täglich einzelne Gymnasiasten, besuchte Verwandte und Bekannte und unternahm es, zunächst die Bibel als ein Ganzes durchzulesen. Ich kam aber damit nicht weit. Es fehlte mir an einem Historiker oder Theologen, der sich damit beschäftigt hatte, und der vorhandenen Literatur. Etwas ganz anderes war es, als ich dann die Universalhistorische Übersicht der Geschichte der Alten Welt und ihrer Kultur von Friedrich Christoph Schlosser, Ausgabe 1826, durchstudierte. Die vollkommen erschöpfende Kenntnis des Gegenstandes, das Zusammenfassen alles dessen, was in der

Literatur, Sitte und Denkweise dieser Völker zutage getreten war, zu einem Weltbilde, alles unterstellt einem strengen Richtmaße des Rechtes und der Sitte, müssen jedes empfängliche Gemüt ergreifen. —

In dieser Zeit kam ich auf den Einfall, auf meinem Schreibtische einen Bogen Papier auszulegen mit der Aufschrift: Anmerkungen, gute Gedanken. — Soweit sie mir noch heute bemerkenswert erscheinen, lasse ich einige regellos, nach der Zeit ihrer Niederschrift hier folgen. Leider vermag ich nicht mehr bei allen anzugeben, woher sie stammen.

Talleyrand sagte: „Gott hat dem Menschen die Sprache gegeben, damit er seine Gedanken verbergen könne.“ Und dieser elende Mann lenkte die Geschichte Europas. —

Wieviel trägt unser Selbst, wieviel die Außenwelt zu unserem geistigen Dasein bei?

Der Mensch ist stets Zweck und darf nie als Mittel gebraucht werden. —

Mengs sagt von Raphael: „In der Kunst kann Raphael übertroffen werden, aber nie hat einer empfunden, und nie wird einer empfinden wie er.“

Haydn und Mozart fanden sich heimisch in dieser Welt; das hört man aus jedem ihrer Werke; Beethoven stürmt mit heißer Sehnsucht über das Erdenleben, weil es ihn nicht befriedigt.

Ich möchte behaupten, das stille Meer sei erhabener als das bewegte. —

Ein höchst bezeichnender Umstand ist es, daß keine große Gesellschaft, deren Sprache nicht deutschen Ursprungs ist, jemals protestantisch geworden ist, und das überall da, wo die Sprache des alten Rom gesprochen wird, die Religion des neueren Rom vorwiegt. —

Es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsere Würde zu verlieren. Es gibt Herren, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Enzyklopädie, sondern aus Erfahrung wissen und aus eigenem Verstande, wie aus offenem Herzen reden, allezeit größer sein werden als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschließen müssen. Schlosser.

Sich fremder Individualität nicht unterordnen, ist Eigenschaft jeder größeren Geisteskraft, jedes stärkeren Gemütes; aber die fremde Individualität ganz als verschieden zu durchschauen, vollkommen zu würdigen und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigene nur noch entschiedener und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört wenigen an; sie war in Schiller hervorstechender Charakterzug.

Die Segel refft ein, und das Ruder laßt ruhn,
Laßt gleiten uns hin, wie ein Blatt;
Die Wellen, sie tragen vorüber uns nun,
Vorüber an Turm und an Stadt.

So kurz ist das Leben, die Ruhe, sein Glück,
O haltet sie fest, sie entflieht,
Und nimmer dann kehret zu euch sie zurück,
Drum ladet zur Ruhe mein Lied. —

Hypathia von Kingsley.

Der wahren Moral erstes Gesetz ist: bilde dich selbst; ihr zweites: wirke auf andere durch das, was du bist. —

Vor manchem Pfeile schirmt das Weib des Geliebten Herz,
Erst, wenn es ausgestürmet, weint sie dem eigenen Schmerz;
So winkt zu Siegesbahnen dem Heer des Helden Hand,
Erst die ersiegten Fahnen sind seiner Wunden Verband.

So gleichen beide dem Baume, der, wenn es hagelt und
stürmt,

In seinem schattigen Raume den bangen Wandrer schirmt;
Erst wenn die Stürme schweigen, die Lüfte wieder blau,
Dann schüttelt er von den Zweigen den eigenen Tränentau. —

Salis-Sewis.

Euripides, Ödipus: Das Schicksal, das die Gottheit über
uns verhängt, gebühret uns zu tragen, weil wir Sterbliche
geboren sind. —

Äschylus, Perser: O Söhne der Helenen, auf! Befreit
das Vaterland! Befreit die Kinder, Weiber, der väterlichen
Götter Sitz, der Ahnen Grab! Um euer Alles gilt's den
Kampf!

Sophokles, Antigone: Verständig im Glück zu sein, ist bei
weitem das Größte; nie soll einer gegen die Götter Sünde
begehen. Manches übermütige Wort ward mit furchtbarem
Schlag an dem, der es aussprach, gerächt, und er lernte im
hohen Alter erst bescheidenen Sinn. —

Wenn das Schicksal je wollte, daß das Glück der Welt
von den Mächtigen und Reichen ausginge, so hätte Alexander
der Große die Welt beglücken können. Den Trost gibt aber
freilich die Geschichte den Armen, den Gedrückten, den
Leidenden, daß die Gottheit öfter durch das, was dem Men-
schen klein scheint, als durch das, was er für groß hält,
Revolutionen herbeiführt. Durch einen Hirten, eines Zim-
mermanns Sohn, durch arme Fischer, durch verfolgte Mis-
sionarien heilte sie die Wunden, welche der Stolz und die
Pracht der Pharaonen, die Üppigkeit der vornehmen römi-
schen Welt, der grausame Druck der späteren Kaiser, die
Barbarei der Riesen des Nordens der Menschheit geschlagen.

Schlosser.

Willst du, daß wir mit hinein in das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein, daß wir dich behauen. —

- Die menschliche Schönheit kann ein innerlich entzückendes, herzerhebendes Gefühl einflößen, das rein ästhetischer Art ist; denn der edle Mensch verehrt in der Schönheit nur den Ausdruck des schönen Innern, während eine schöne Gegend neben der Verehrung für den Schöpfer auch einen rein sinnlichen Genuß gewähren kann. —

Heute war Kommers. Die Burschen versammelten sich auf dem Marktplatze. Es sah ganz gut aus, aber die innere Freudigkeit des Gemütes, der leichtsinnige Übermut des rechten Burschen, den freilich nur ein volles Herz und ein befriedigter Verstand geben kann, trat nicht hervor. Doch es muß anders werden; schwierig und glatt ist zwar die Bahn, aber ein großes Ziel winkt. —

Kommers der Dorpater Curonen in Mitau

den 13. Juni 1862.

Recht zu tun ist nicht so schwer, als zu erkennen, was Recht ist. —

Wenn man vor dem Erhabenen nicht vernichtet stehen will, so muß man es lieben lernen. Großes lieben, ist auch Größe. —

Große Männer haben immer große Mütter gehabt. Sie waren nicht groß in Wissenschaft und Tätigkeit im äußeren Leben. Sie hatten aber jene edle Weiblichkeit, die der Ausdruck eines tiefen und innigen Gemütes ist, die kein großes Wissen verlangt und doch in allem sich zurechtzufinden weiß, die die ganze Welt in sich trägt und mit edler Zartheit alles rein sieht und Großes und Reines in den Kindern weckt. —

Die wahre Kunst richtig verstanden und begrenzt will nichts anderes als die Schönheit, die den Menschen fähig macht für

das Höchste. — Darum ist in der großen Erziehung des Menschengeschlechtes, die wir Weltgeschichte nennen, die Kunst die Bildnerin, die jeden Fortschritt menschlicher Gesittung bedingt, begünstigt und vollendet. —

Der große Mann im Glück sowie der Glanz und Ruhm seiner Taten sind Eigentum der Gottheit, deren Bild er ist; und sie allein führt alles menschliche Streben zum Ziele des Ruhmes; der große Mann aber, der im Unglück nie verzagt, der, wenn des Schicksals Würfel im Spiele des Lebens oder des blutigen Kampfes stets gegen ihn fallen, bis an das Ende besteht, oder frei das Leben verläßt, der zeigt uns die Vollendung des menschlichen Geistes. —

Schlosser über Hannibal.

Und Petrus sprach zum Herren: „Nicht so? genügt ich hab',
Wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?“
Doch Jesus ihm antwortet: „Nicht siebenmal vergib,
Nein, siebenzig mal sieben, das ist dem Herren lieb.“ —

Otto I.

Vor seiner Kraft, der wundervollen,
Verschwand das Niedrige wie Dunst;
Nur Großes konnte da man wollen,
Nach höhern Maßen griff die Kunst.
Es ward zum Heldensang das Lied der Minne,
Und Tempel strebten zu des Himmels Zinne. —

Friedrich I., Barbarossa.

Der Körper ist dem Menschen, was das Fundament dem Hause: je fester der Grund ist, desto sicherer ist das Haus. —

Die katholische Kirche opfert gewissen Momenten der Erleuchtung die Wirklichkeit. Sie bringt die Erde der Kirche zum Opfer. Umgekehrt der Protestantismus. Dieser bringt die Kirche in die Welt, ins Leben der Menschen, greift schaffend und gestaltend ein in die Welt; er will kein stilles,

zurückgezogenes Leben, will nicht die Erde zum Räucherwerk für den Herrn machen, sondern er tritt hinaus in die vielgestaltete Welt und will in Wirklichkeit die Kirche auf Erden gründen. —

Um Großes und Vollendetes in einer Sache zu leisten, muß man die Sache um ihrer selbst willen suchen. —

Neugierig bin ich, ob Dorpat mich befriedigen wird. Ein bewegtes angeregtes Leben wünsche ich mir, ein Leben nicht ohne Kampf und Sieg. Im Kampf und im Handeln fühle ich mich wohl und bin im vollen Besitze meiner Geisteskräfte. Ein gemächliches Leben zu führen, wäre mir unmöglich. —

Hiermit schließe ich die Aufzeichnungen aus der Hauslehrerzeit. Bei ihrem Durchsehen fand ich bemerkenswert, was einen jungen Menschen im Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beschäftigte. —

Durch wohlwollende Menschen war es meinem Zwillingbruder und mir möglich geworden, ein Darlehn von achthundert Rubeln auf Studienzeit zu erhalten; vierhundert Rubel hatten wir jeder erspart; für vier übliche Studienjahre, die ein Jurist vorsehen mußte, reichte damals ein Jahreswechsel von dreihundert Rubeln; so ging es zur Universität. —

c) Die Universität Dorpat, die Landsmannschaften, der erste Zusammenstoß überkommener sittlicher Anschauung mit wilder, zerstörender Leidenschaft;
Mitau.

Dorpat.

Was die Wahl des Studiums der Rechte anbelangt, so hatte darauf wohl einen stillen Einfluß die Achtung vor den älteren Freunden Stähr und Seraphim. Ich hätte damals

bei ganz freien Verhältnissen am liebsten das Studium der Weltgeschichte gewählt. Im Hinblick auf die Existenzbedingungen und bei dem in uns lebenden Drange nach praktischer Betätigung wählten wir, mein Bruder und ich, nun ein Leben im Rechte. — Dabei sagte ich mir, daß das Studium jeder Wissenschaft oder das Verfolgen einer Lebensstraße jeden, der sie wirklich bis zu Ende verfolgt, diesem eine Erkenntnis des gesamten Weltgebildes bringen kann und muß. —

Zunächst zog uns der Burschenstaat in seinen Kreis. Die Balten hatten im neunzehnten Jahrhundert in Dorpat einen wirklichen Burschenstaat. Er wurde zu meiner Studienzeit gebildet von den Korporationen der Kurländer, Livländer, Estländer, Rigenser und der Arminia, denen je drei Chargierte vorstanden, und die ihre Sitze im Chargiertenkonvente fanden. Sein Gesetzbuch war der von der Universitätsobrigkeit genehmigte allgemeine, in den einzelnen Korporationen ihr spezieller Kommentar. Jeder Student mußte sich zu einer der im Chargiertenkonvente vertretenen Korporationen anschreiben lassen und an dieser als Wilder oder Fechtbodenbesucher oder Korpsbruder teilnehmen. Alle Studenten duzten einander. Das Vertrauen der Universitätsobrigkeit zur Studentenwelt ging so weit, daß die Bitte des Chargiertenkonventes um Ausweisung eines allgemein schädlichen Mitgliedes regelmäßig erfüllt wurde. Ebenso brauchte der Rektor das Abstellen irgendeines Ärgernisgebenden Mißbrauches seitens der Studenten nur zu beantragen, so geschah es. —

Ein Fall aus meiner späteren Burschenzeit scheint mir dies Verhältnis gut zu veranschaulichen. Als Präses des Chargiertenkonventes überreichte ich unserem allverehrten Rektor G. von Samson folgendes Gesuch:

An
 Ein hochverordnetes Conseil
 der
 Kaiserlichen Universität zu Dorpat.

Ergebenstes Gesuch.

Einem hochverordnetem Conseil unterlegt der Chargirten-Convent, als Vertretung aller Dorpater Studenten, nachstehende Bitte:

Wie verlautet, soll in der heutigen Sitzung der Antrag entschieden werden: Es möge hinfort Jedem, der das siebenzehnte Lebensjahr erreicht hat, der Besuch der Collegia gestattet sein. — In dem Falle, daß der Antrag angenommen würde, sieht sich die Studentenwelt dadurch in ihrem Wesen und damit in ihrer Existenz bedroht; denn um seiner Aufgabe nachzukommen, muß der Chargirten-Convent einen bestimmten Bildungsgrad bei jedem Einzelnen voraussetzen. Diesen Bildungsgrad gewährleistet gerade ein Abiturienten-Examen. — Der Chargirten-Convent geht daher an Ein hochverordnetes Conseil mit der Bitte, diese seine Besorgnis, wenn möglich und gut, berücksichtigen zu wollen.

Dorpat den 24^{ten} Nov. 65.

Im Namen der Livonia:

H. Adolphi

A. Engelhardt.

S. Lieven.

Im Namen der Estonia:

Im Namen der Fr. Rigensis:

R. Meydell

E. Rudloff

G. Engelhardt.

Kröger.

Im Namen der Arminia:

L. Katterfeld

J. Ripke.

Der würdige Mann sah mich mit seinen großen Augen freundlich an und sagte: „Ich halte Ihre Anschauung für berechtigt und werde mich dafür verwenden.“

Der Antrag wurde abgelehnt. —

Eine Einrichtung, die weite Verbreitung verdient, war das im Jahre 1849 begründete studentische Ehrengericht. Dazu wählte der Konvent jeder Korporation drei Ehrenrichter. Zum Austrage einer Reißerei (Beleidigung) wählten nun die beiden Beteiligten je einen der von ihrem Konvent bezeichneten Ehrenrichter, und diese bildeten zusammen mit einem von ihnen gewählten Ehrenrichter einer dritten Korporation das Ehrengericht.

Jede Reißerei mußte vor das Ehrengericht kommen. Dieses stellte dem Verletzten die Wahl einer Genugtuung zwischen einer vorgeschriebenen Erklärung oder Waffen; sobald einer der Gegner Antiduellant war, so kam nur die Erklärung in Frage. Die Strafen für Abweichen von der selbstgeschaffenen Ordnung oder für Ehrlosigkeit waren Verweis, Ausschluß und Verruf.

Die Fakultäten waren vom Konseil der Universität, dem die Wahl der Professoren zustand, gut besetzt; es gab unter ihnen auch viele von großem Rufe. Von größerer Bedeutung sind zu nennen: in der theologischen Fakultät die Livländer Alexander von Öttingen und Moritz von Engelhardt, in der medizinischen Fakultät die Kurländer Ernst Bidder, Arthur Böttcher, der Livländer Ernst Bergmann, der Estländer Alexander Schmidt, in der juristischen Fakultät der Livländer Ottomar Meykow, — in den übrigen Fakultäten der Kurländer Chemiker Karl Schmidt, der Ausländer Mathematiker Minding, der Professor der Volkswirtschaft Adolf Wagner, der Naturhistoriker Schleyden, der Livländer Historiker Carl Schirren, für vergl. Sprachforschung Leo Meyer, und andere mehr.

Unsere Ausbeute vom Studium bestand, abgesehen von der Absolvierung der Examenfächer, hauptsächlich in der gründlichen Kenntnis der Puchta'schen „Institutionen des römischen Rechts“ und in einer Übersicht über die philosophische Rechtslehre. — Daneben schrieb ich eine eingehende wissenschaftliche Abhandlung über das Institut der Kunst- und Sachverständigen im gemeinen deutschen Zivilprozesse, die als Preisaufgabe von der Fakultät gestellt war. Die Anschauungen der Rechtslehrer über deren Natur waren sich widersprechend und unklar. Sie wurden unrichtigerweise mit den Zeugen zusammengestellt und wie solche behandelt. Der Zeuge aber hatte seine Aussage nur über das zu machen, was er mit seinen Sinnen wahrgenommen hat, während der Sachverständige immer ein Urteil abgibt. Beide sind Beweismittel, haben aber weiter nichts Gemeinsames. Die heutige deutsche Zivilprozeßordnung enthält noch immer diesen Fehler. Ich reichte diese Schrift als Preisbewerber ein, zog sie aber zurück, als ich zufällig vernahm, daß sie nur einer lobenden Anerkennung gewürdigt werden sollte, was natürlich von den Professoren nicht günstig vermerkt wurde.

Im Hinblick auf die Folgezeit mache ich hierbei die Wahrnehmung, daß es schon damals für mich einen Reiz hatte, eingewurzelten, sich wiederholenden Irrungen entgegenzutreten. Der ist mir mein Leben lang geblieben. —

Einen großen Anteil an dem Leben in Dorpat beanspruchte das Leben in der Korporation. In die Curonia durften nur Kurländer und deutsche Ausländer aufgenommen werden. Diese hatten ein Anrecht auf den Eintritt, wenn nichts Ehrenrühriges gegen sie vorlag, sie sich zur Befolgung des besonderen Komments, des Gesetzbuches der Korporation, bereit erklärten und sich als rechte Kommilitonen erwiesen. Am Ende des ersten Semesters traten wir in die zur Zeit von

wenig aktiven Mitgliedern gebildete Korporation ein, mit uns eine große Zahl anderer Kommilitonen, so daß die Zahl der aktiven Landsleute sich rasch verdoppelte und verdreifachte. Dazu wurde das Leben in der Korporation durch äußere und innere Verhältnisse zu einem sehr bewegten. Diese äußeren Verhältnisse führten dann im dritten Semester (I, 1865) zum Austritte der Curonia aus dem Chargiertenkonvente. Damit war das Niederlegen der Farben und das Recht zum Versagen der Satisfaktion in Dorpat verbunden. Der Konvent begegnete diesem Übelstande dadurch, daß wir die Farbenmütze mit einem Überzuge verdeckten, und daß er jede Reißerei mit den übrigen Studenten auf das strengste verbot. —

Den Grund zu diesem Streite gab die von der Estonia vorgeschlagene und von der Livonia und Rigensis angenommene Einführung eines Burschengerichtes. Bisher waren Vergehen der Studenten gegen den allgemeinen Komment und die Sittlichkeit von Untersuchungsrichtern, die die Konvente wählten, festgestellt und von den Konventen beurteilt worden. Gemäß der Neuordnung sollten die Untersuchungsrichter auch das Urteil fällen. Dies lehnte die Curonia ab, weil das Urteil über das, was der Bursche tun dürfe und was nicht, ein Ausdruck der Allgemeinheit, gleichsam ein Volksurteil sein und von ihm getragen sein müsse. —

Fünf Vierteljahre dauerte dieser Zustand. Keiner wollte nachgeben. Von beiden Seiten wurde im übrigen die größte Rücksicht genommen. Da erklärte uns der Senior der Estonia, daß der Chargiertenkonvent sich auflösen müsse, wenn eine so alte und zahlreiche Korporation wie die Curonia nicht wieder einträte. Das wollten wir auf jeden Fall vermeiden. Da ich unterdessen Chargierter geworden war, schlug ich vor, den Streit dadurch zu beenden, daß die Curonia nach wie vor ihr Urteil durch die von ihr er-

nannten Burschenrichter verlaublichen werde, während die Burschenrichter der anderen Korporationen, wenn diese es so wollten, von sich aus urteilen könnten. Der Konvent nahm den Vergleich an, obwohl unser bis dahin allmächtiger Senior, der durch sein schroffes Auftreten den Streit von Anfang an verschärft hatte, dies Nachgeben für nicht würdig erklärte. Die anderen Korporationen stimmten zu, und der Friede war da. — Bald darauf kehrten auch die anderen Korporationen zu der früheren Richtart zurück. —

Das Zusammenhalten der 193 Kurländer in dieser Zeit, die abgeschieden für sich lebten, war ein gehobenes, echt kameradschaftliches. Ich erinnere mich dieser Zeit mit großem Vergnügen. Wer sich auch nur einmal voll und ganz für andere einsetzt, sogar mit dem Leben, hat sich erhoben über die allgemeine Ärmlichkeit dieses Daseins. —

Der im winterlichen Dorpat rasch eintretende Frühling war im Jahre 1865 von besonderer Güte. Abends sammelten sich häufig die Kommilitonen auf dem schönen Domberge, und an mehreren Stellen ertönte trefflicher Chorgesang. Das Hauptlied der Kurländer setze ich, da es wenig bekannt ist, als schöne Erinnerung gern hierher:

Deutsche Worte hör' ich wieder;
 sei begrüßt mit Herz und Hand.
 Land der Freiheit, Land der Lieder,
 schönes, deutsches Vaterland!
 Fröhlich kehr' ich nun zurück:
 Deutschland, du mein Trost, mein Glück!
 O, wie sehnt' ich mich so lange
 doch nach dir, du meine Braut,
 und wie ward mir freudebange,
 als ich wieder dich erschaut!
 Weg mit welschem Trug und Tand,
 Deutschland, du mein Vaterland!

Alles Gute, alles Schöne,
reiche, sel'ge Heimat du!
Fluch den Feinden, die dich höhnen,
Fluch den Feinden deiner Ruh!
Sei begrüßt mit Herz und Hand,
Deutschland, du mein Vaterland!

An einem solchen Abend traf der nach Dorpat aus Deutschland berufene Professor Schwab mit seiner Schwester in Dorpat ein. Die Schwester hatte sich einen Vorrat an Nadeln und Zwirn mitgenommen, weil es doch ungewiß war, ob man es in Dorpat erhalten könnte, und findet, zu Tränen gerührt, eine deutsche Stadt und hört deutsche Worte. — So wenig wußte man in Deutschland von seiner großen deutschen Kolonie! —

Ein besonderes Geschenk brachte mir dieser Frühling und Sommer. Aus Petersburg kamen auf einer Fahrt nach Kurland zwei Philister der Curonia nach Dorpat, der Hofarzt Paul Lieven und der Akademiker August Morawitz, beide treue Anhänger und angesehene Glieder der Korporation. Lieven, ein lebensvolles Beispiel der besten Traditionen Dorpats ohne ihre Schattenseiten; Morawitz, ein liebevolles Gemüt mit unbeugsamem Rechtssinn und unbedingter Wahrhaftigkeit.

Der eine besuchte seine Mutter und seine Verwandten; der andere verhandelte mehrmals mit anderen Philistern und dem Senior, sprach aber darüber nicht. — Sie forderten mich auf, sie nach dem mir wohlbekannten Hasenpoth zu begleiten. Nach einigen fröhlichen Tagen in Mitau, wo mit dem Schlusse des Semesters sich viele Kommilitonen zu einem Kommers zusammenfanden, fuhren wir fröhlich im Postwagen nach dem zwanzig Meilen entfernten lieben Neste und kamen abends zum Hasenpothschen Pastor Goldmann. Am folgenden Morgen verlobte sich Lieven mit der Tochter

des Pastors, seiner Jugendliebe, die er in den letzten sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte. Somit erschien es mir als meine Aufgabe, Morawitz in die Hasenpothsche Gesellschaft einzuführen. Wir besuchten fleißig die Kegelbahn, wo es auch ein gutes Glas Wein gab, machten Spaziergänge in der allerliebsten gelegenen Umgegend, richteten einen intimen Kommers im Pastorsgarten aus, leisteten dann abends und morgens dem geistig angeregten Pastor mit seinem blühenden Antlitze und seinen vollen weißen Locken gern Gesellschaft und hörten ihm zu, wenn er zum Beispiel von den erhaltenen Medialformen in der deutschen Sprache redete. In dieser Weise verging uns die Zeit im Fluge. Mir blieb aber aus dieser Zeit etwas Unverlierbares. Ich hatte in Morawitz einen Menschen kennengelernt, der in seinem Urteil nie vom Rechte abwich und die Wahrheit nicht unterdrückte, erst recht da nicht, wo er liebte.

Von Hasenpoth fuhr ich nach Goldingen. Von dort ging es an den Ostseestrand und zurück über Goldingen durch Kurland zu Besuchen bei Bekannten in Höfen und Pastoren, über Tuckum an den Rigaschen Strand. Es ist zu wenig, wenn man die damals in Kurland übliche Aufnahme des Gastes einfach liebenswürdig nennt; es war richtige Gastfreundschaft, die eine stille Freude des Gastgebers erkennen ließ, den Gast nach seinem Gefallen aufzunehmen.

Am Karlsbader Strande, einem Teil des Rigaschen Strandes, sammelten sich vornehmlich die Literaten aus Mitau, Riga, Tuckum zum Bade und zur Erholung. Sie bildeten untereinander eine geschlossene Badegesellschaft. Dieser Kreis bot nicht nur eine angeregte Unterhaltung den älteren Teilnehmern, sondern ließ es sich auch angelegen sein, das muntere freudige Leben der Jugend zu gestalten. Ich nahm, wie in früheren Jahren, an diesem Leben in Unterhaltung, Spiel und Tanz regen Anteil. Da begegnete mir in diesem

Kreise ein junges Mädchen; sie erschien mir anders als die übrigen, und doch kam sie mir durchaus vertraut vor. Ich konnte sie nicht mehr vergessen.

Als ich zu Beginn des Semesters nach Dorpat zurückkehrte, rief ein Vorfall, der das innere Leben der Korporation außerordentlich bewegte, meine volle Anteilnahme hervor.

Hier muß ich etwas einschalten, was in der Folge für die zu behandelnden Dinge von Einfluß war: eine Charakteristik unseres Seniors. Er war ein sehr begabter, mit dialektischem Vermögen ausgerüsteter, im Grunde seines Herzens weicher Mensch. Diesen Eigenschaften stand wilde Leidenschaftlichkeit, gewalttätiger Sinn und eine materialistische Weltanschauung gegenüber. Er trat mir, dem Fuchs, wohl herablassend, doch durchaus zuvorkommend entgegen; aber unsere ganz entgegengesetzte Anschauung von Personen und Sachen trennte uns. Als wir einmal auf einen in allgemeiner Achtung stehenden älteren Kommilitonen und früheren Senior zu sprechen kamen, sagte er ganz unvermittelt: „Das war ein Schuft.“ Ich wies dies ab, und es kam darauf zur Forderung und zum Duell. Unser Verhältnis blieb ein kühles. Als ich von jenem Konvente, der den Frieden brachte, nach Hause ging, stand er mit anderen vor seiner Burg (Studentenquartier), trat auf mich zu und forderte mich auf, zu einer Aussprache in seine Wohnung einzutreten. — Dort erzählte er mir zunächst von seinen Verhältnissen zu seinem älteren Bruder, wie er ihn über alles schätzte und liebte und ihm die größte Dankbarkeit schulde. Dieser Bruder war Mitglied der Curonia gewesen, als diese sich in zwei Parteien spaltete, und war mit zwanzig anderen ausgetreten. Darauf hatte ihn die Curonia infolge eines Vorschlages zu einem Racheakte, den er den Ausgetretenen machte, um damit die Korporation zur Auflösung zu nötigen, in Verruf getan.

Nun sei er selbst nach Dorpat gekommen, um in die Curonia einzutreten, sie vollständig in seine Gewalt zu bringen und sie dann zur Genugthuung für seinen Bruder aufzulösen. — Als er unter großer Bewegung ausgeredet hatte, sagte ich ihm: „Wie konntest du das mit dem Ehrenworte vereinen, das du beim Eintritte in die Korporation gabst, nie etwas zu ihrem Schaden zu unternehmen?“ Er antwortete: „Gott, du bist ein unbarmherziger Richter; wehe dem Unglücklichen, der in deine Hände fällt.“ Mit den Worten: „Dem Unglücklichen, der in meine Hände fällt, wird nach dem Rechte geschehen,“ stand ich auf und verließ die Stube. — Natürlich sprach ich mit niemandem über dieses Begebnis.

Ein früheres beliebtes Mitglied der Curonia war mit Vorbehalt seiner Gründe ausgetreten und beantragte seine Wiederaufnahme. Dazu mußte er nach dem Komment seine Gründe, die ihn zum Austritte bewogen hatten, angeben, damit der Konvent über deren Billigung oder Mißbilligung entscheiden könne. Unser Senior trug die Sache vor. Er erzählte: der Ausgetretene, ein eifriger Naturforscher, habe sich einige Zeit in Petersburg aufgehalten und dort im Zoologischen Museum der Akademie Studien gemacht; einige besonders bemerkenswerte Schmetterlinge habe er zu weiterer wissenschaftlicher Bearbeitung nach Hause mitgenommen, natürlich mit der Absicht, sie nach gemachtem Gebrauche zurückzustellen; als Morawitz, der Kustos dieses Museums war und als solcher dem Korpsbruder freien Zutritt gewährt hatte, dies bemerkte, habe er ihn zur Rede gestellt und seinen Austritt aus der Korporation verlangt, dann würde er über die Sache schweigen. Der Senior brachte diese Sache im Auftrage von Morawitz vor, mit dem er über den Tatbestand gesprochen haben wollte, und stellte dabei dessen Verfahren in ein ungünstiges Licht. Dies mußte ich, ohne irgend etwas sagen zu können, anhören, da ich von diesen Vorgängen

nichts wußte, wo ich eben Morawitz als den kennengelernt hatte, wie ich ihn oben geschildert habe. Auf Grund dieser Angaben wurde der Ausgetretene wieder aufgenommen.

Ich schrieb natürlich Morawitz von dem Vorfalle und erhielt von ihm eine zornige Äußerung über dies Vorgehen der Kommilitonen wie des Konventes. Auf meine Mitteilung davon erhielt ich vom Konvente den Auftrag, Morawitz zur Aufklärung aufzufordern.

Morawitz gab nun den Tatbestand wie folgt an: Der Landsmann hatte sich an ihn mit der Bitte um freien Zutritt zum Museum gewandt und ihn erhalten; nach einiger Zeit hatte der berühmte Naturforscher Radde ihm gesagt, es fehlten mehrere seltene Arten von Schmetterlingen; bei der Untersuchung kam Morawitz zu der Überzeugung, daß nur der Landsmann sie weggebracht haben könnte; als dieser nach einem weiteren Besuche, mit einem weiten Dolman bekleidet, fortging, fragte ihn Morawitz: „Was hast du da?“ Er schlug den Mantel zurück, unter dem er eine Schachtel mit Schmetterlingen forttrug. Darauf erklärte ihm Morawitz, er müsse zunächst alles Fortgenommene zurückstellen und aus der Korporation austreten, dann wolle er über den Vorfall schweigen. — Gegenüber dem Referat des Seniors sagte Morawitz, er habe ihm nicht den Auftrag erteilt, in seinem Namen die Sache vor den Konvent zu bringen und habe auch nicht über den Tatbestand mit ihm gesprochen. Dieser bleibt dabei, daß er mit Morawitz über den Tatbestand in der Weise gesprochen habe, wie er ihn erzählt hätte, obwohl im Protokoll des Konvents über das Referat des Seniors gesagt ist: „Morawitz übergibt die Sache dem Konvent.“ Nun geht dem Konvent ein Schreiben des Ausgetretenen zu, daß er die Darstellung von Morawitz anerkennt und seinen Wiederaustritt aus der Korporation anzeigt. Damit war dieser Streitpunkt wohl erledigt.

Ich hatte gegen den Senior auf Grund seines Referats die Klage auf Lüge vor dem Konvent erhoben. Er begann seine Verteidigung mit den Worten: „Hermann Adolphi ist mein persönlicher Feind.“ Wie wenig ich das war, zeigt eine Stelle in meiner Anklage: „C. Dannenberg (ein alter würdiger Kommilitone) erzählte mir vor ein paar Tagen, daß du damals, als du mit Morawitz gesprochen, infolge deiner Krankheit sehr vergeßlich und apathisch gewesen seiest. Ich habe davon nichts gewußt und kann und will, wenn du mir das zugeben willst, in solchem Falle nur Mißverständnisse annehmen. Andernfalls muß ich bei meiner Klage bleiben.“ Die Sache endete damit, daß die Klage, deren Bezeichnung der Konvent sich vorbehalten hatte, unentschieden blieb.

Für mich hatte diese Sache eine tiefere, allgemeine Bedeutung, und darum bin ich auf diese näher eingegangen. Es war der erste Zusammenprall des schrankenlosen Egoismus, wie er hier in fast titanischer Gestalt sich zeigte, mit dem Glauben, daß Wahrheit und Recht immer, und namentlich im Kreise gebildeter Männer, sofort siegen müßten. Dagegen machte ich die Beobachtung, daß einige Kommilitonen doch nicht einverstanden waren, daß ich die Klage auf Lüge vorgebracht hätte, und glaubten, daß meine Gegnerschaft gegen den Senior dazu beigetragen habe. Sie wußten ja nichts von meiner Begegnung mit dem Senior nach dem Beschluß des Wiedereintritts in den Chargiertenkonvent. Aber der Egoismus ist zähe, er läßt nicht so bald los. Ich muß also der Vollständigkeit wegen noch ein drittes Begegnis mit dem gewesenen Senior berühren. Er ließ mich ein Jahr darauf, als ich mein Examen bestanden hatte, also schon Philister war und abreisen wollte, vor den Konvent zu einer Aufklärung laden. Dort gab er an, daß er mit einem Korpsbruder, mit dem er sich immer gut gestanden,

im Sommer in Mitau zusammen getroffen und von diesem kühl empfangen worden sei auf Grund dessen, was er von mir gehört hätte. Ich sollte mich darüber erklären. — Meine Erwiderung lautete: „Als dieser Kommilitone, mit dem ich die ganze Schulzeit zusammen und immer befreundet gewesen war, im vorigen Semester Dorpat verließ, setzte er bei seinem Komitate sich zu mir mit der Frage: ‚Sage mir, Adolphi, ich habe es nicht verstehen können, wie konntest du den Senior auf Lüge vor dem Konvente verklagen?‘ Ich erzählte ihm die oben geschilderte Begegnung nach dem Friedensschlusse mit dem Chargiertenkonvente, weiter nichts.“ Und nun erzählte ich diese auch dem versammelten Konvente. Der Ankläger erwiderte nichts; der Konvent ging stumm auseinander. — Der erste Anprall war vorüber, leider war es nicht auch der letzte in meinem langen Lebenslaufe.

Aus obigem erkenne ich, daß mein Fehler bei dieser Verhandlung der war, daß ich die Bezeichnung des Vergehens ausgesprochen hatte. Ich tat es wohl aus dem Gefühle heraus, daß die unbedingte Wahrhaftigkeit Morawitz gegenüber dem geschilderten Verfahren des Seniors bei mir keinen Zweifel übrig ließ. Richtiger wäre es gewesen, die Bezeichnung des Vergehens dem unbeeinflußten Urteil des Konvents zu überlassen.

Ich blieb, wie mein Bruder, zu Weihnachten in Dorpat, um zum Examen zu arbeiten. Zu Beginn des nächsten Semesters legte ich mein Amt als Senior nieder. Mein Bruder wurde mein Nachfolger.

In diese angestrengte Arbeitszeit fiel wie ein glänzender Lichtstrahl das Kolleg des Professors der russischen Geschichte, Karl Schirren. „Russische Geschichten!“ Meine Herren, Sie werden sich über die Anzeige gewundert haben,“ so begann er; „aber es gibt keine zusammenhängende russische Geschichte, oder man müßte darin einen Zusammen-

hang finden, daß man beim Verfolgen irgendeines Zeitraumes immer wieder nach Sibirien kommt.“ Es war die Glut des begeisterten Patrioten, die sich auf die Hörer ergoß und sie durchwärmte.

Den Inhalt dieser Vorträge faßte er dann zusammen in seine Schrift „Livländische Antwort“. Sie trat der Hetzarbeit der Moskauer Professoren, und namentlich Jurie Samarins entgegen, die die russische Regierung zur vollständigen Russifizierung der Ostseeprovinzen antreiben wollten, und berief sich dabei auf die ewigen Rechte des Menschen: auf Glaubensfreiheit, seine Volkssprache und sein angestammtes Recht. Als Polen den Livländern die Gewissensfreiheit nahm, verlor es das Land an Schweden; infolge der Vergewaltigung der livländischen Rechte mußte dieses wieder die Lande an Rußland abgeben; auch von der gegenwärtigen Unterdrückung aller dieser Menschenrechte seitens Rußlands werden die Baltenlande gerettet werden; das war der Ausklang.

Den Sommer verbrachten wir, mein Bruder und ich, in fleißiger Arbeit in Dorpat. Im August machten wir das Examen, feierten noch im September den Stiftungstag der Korporation und fuhren dann nach dem üblichen Komitat nach Mitau.

Was wir Kurländer in Dorpat von der Heimat dachten, sagt ein von einem Curonen gedichtetes, von einem anderen Kurländer als Quartett in Musik gesetztes, damals trefflich gesungenes Lied. Ich setze es, da es beinahe vergessen ist, hierher:

Wie heißt das kleine Land
Am weiten Ostseestrand,
Nach welchem Herrscher einst getrachtet,
Das Gottesländchen, hochgeachtet,

Wo segensreich die Feldfrucht wallt
 Und frei das Jägerhorn erschallt?
 Wie heißt das kleine Land,
 Dem Deutschen eng verwandt,
 Wo dessen Lieder hell erklingen,
 Den trüben Herzen Hoffnung singen,
 Wo trotz des Feindes Haß und Wut
 Nie sinken wird des Braven Mut?
 Wie heißt das Hügelland
 Am sturmbewegten Strand,
 Wo Männer edel wirkend schalten
 Und holde Frauen sittig walten?
 Es ist der Ehre Heimatland
 Und längst Curonia genannt!

Dann greife ich, um das Verhältnis der Korpsbrüder untereinander anzudeuten, zwei wohl bemerkenswerte Äußerungen von Freunden aus meiner Burschenfibel heraus.

„Licht und Schärfe der Gedanken,
 Die Gefühle stark und warm;
 Zwischen beiden feste Schranken,
 Sonst bist krank du oder arm!“

Karl Lieven.

Wer zu allen Zeiten dem Rechten zusteht und zu Rechte spricht, der gewinnet viel Unwillen. Das soll sich ein jeglich from, rechtfertigt Mann trösten durch Gott und seine Ehre. — Darumb gewinnet dies Buch und dieser Mann mannichen Feindt; denn alle diejenigen, die wider Gott und Ehre streiten, die werden gram diesem Buch und diesem Mann, denn ihnen ist leidt, wenn das Recht gegen ihrem Unrecht offenbaret wirt, daß sie davon schamrot stehen. — cap. I § I.

d. livl. R. spiegels
 F. Reinfeld.

Zum Schlusse möchte ich auch mein persönliches Verhältnis zu Dorpat berühren. — In meinen Aufzeichnungen aus der Hauslehrerzeit komme ich zweimal auf Dorpat. Die innere Freudigkeit des Gemüts, den leichtsinnigen Übermut des rechten Burschen, die ich verlangte, auch ein bewegtes angeregtes Leben mit Kampf und Sieg habe ich gefunden. Aber der eine geschilderte Kampf warf schon seine Schatten voraus auf meinen Lebenslauf. — Am besten gebe ich wohl das, was mir Dorpat gewesen, durch eine Rede, die ich am 8. September 1912 zum Stiftungstage in Libau hielt. Sie lautet:

Kommilitonen, ihr alle kennt die Aufforderung: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, ein jeder lebt's, nur wenigen ist's bekannt, doch wo ihr's packt, da ist es interessant.“ — Nun, ich will einmal hineingreifen in dies volle Menschenleben. —

Es war einmal ein Maler, ein echter, wahrhafter Künstler, der sich nicht genügen ließ am äußeren Schein, sondern das Wesen der Dinge erkennen und einen Blick hinein tun wollte in die geheimnisvolle Werkstatt des Schöpfers. Ihm, dem jungen Manne, begegnete eine holde Jungfrau — schön, wahr und rein, wie die Blume des Feldes. Er nahm sie zu seiner Frau. Wohl fühlte sie mit ihm, wohl erfüllte sie ihn mit hohen, herrlichen Ideen, aber für das praktische Leben war sie nicht geschaffen, den Kampf mit der Not des Lebens wußte sie nicht zu bestehen, und unter den Mühen und Sorgen des Tages schwand sie hin, wie das Abendrot. — Und er nahm sich eine andere Frau — klug, verständig, mit frischem Lebensmute. Sie ordnete den Haushalt, erzog die Kinder und wußte eine Brücke zu schlagen zwischen seinem Ideenleben und der Umwelt. Er ward ein berühmter Künstler und freute sich seines Besitzes. Da, auf der Höhe des Lebens faßte er den Entschluß, sein ganzes Können, sein gesamtes

Wissen und Denken zusammenzunehmen, um ein bleibendes Meisterwerk zu schaffen. Und es ward ein Meisterwerk. Die Menschen erkannten in der Madonna die Züge seiner ersten Frau. —

Ist das richtig, war das gerecht? Wer die Zweiheit der menschlichen Natur erkannt hat, sagt ja. — Das Leben ist ein hohes, schönes Gut für den, der es mit rechtem Mut gebraucht; er findet in ihm schon ein Genügen. Anders, wer in Ideen lebt; sie sind ihm alles, und er verliert die Gegenwart, um vielleicht die Zukunft zu gewinnen. —

Mit dieser ersten Frau vergleiche ich unsere Curonia. Was sie uns gab, war schön, wahr und rein, und was sie von uns verlangte, war schön, wahr und rein. Sie ermöglichte es uns, frei von allen Banden sich der Genossen zu erfreuen; sie gab uns die Erinnerung auf den Lebensweg, immer und überall einzutreten für Wahrheit und Recht. Aber lebensklug war sie nicht, und man soll ihr auch nicht mit dahin gehenden Ratschlägen kommen. Und die Not des wirklichen Lebens hat uns wohl hier und da veranlaßt, gegenüber diesen Erinnerungen nachzugeben oder auch zu erkennen, daß sie nicht uneingeschränkt aufrechterhalten werden dürfen. —

Wie ich meiner Jugendzeit in Mitau meine Hauslehrerzeit daselbst anschloß, da sie gleichsam eine Ausdehnung der letzteren darstellte, so erscheint es mir richtig, die kurze Zeit meines Aufenthaltes in Mitau mit der Dorpater Zeit zu verbinden. Ein wirklicher Lebensabschnitt trat erst nach einer kurzen Amtsführung in Bauske bei meinem Übergehen von dort nach Hasenpoth ein. In Mitau fand ich als Auskultant in Vertretung eines der Stadtsekretäre sofort Beschäftigung und dadurch die Gelegenheit, mich mit der praktischen Rechtsgelehrsamkeit bekannt zu machen. Kurland hat sich immer durch besonders tüchtige Juristen aus-

gezeichnet. So war zu dieser Zeit der Mitausche Stadt-
magistrat wohl die bestbesetzte Gerichtsbehörde im Reiche,
als Viktor Kupfer Bürgermeister war und die Sekretäre
Karl Erdmann, Theodor Engelmann und Oskar Brackmann
waren. Kupfer wurde späterhin als Bürgermeister nach
Dorpat, Erdmann als Professor nach Dorpat, Engelmann
zum Stadthaupt in Mitau und Brackmann zum Stadthaupt
nach Pernau berufen; unter den Rechtsanwältin waren
mehrere wie Gustav Vorkampf-Laue, Otto Baron Brunow,
Ferdinand Seraphim *magistri juris*. Diese Bewandnis hatte,
wie so oft, eine scheinbar geringfügige Ursache; aus der
schwedischen Zeit Livlands stammte dort die gesetzliche Ver-
fügung, daß in den Schriften der Rechtsanwältin keine Be-
rufung auf Lehrer der Rechtswissenschaft erlaubt sei, wäh-
rend das in Kurland sehr häufig geschah.

In den sechziger Jahren ging eine große geistige Be-
wegung durch die Baltenlande, an der seine Juristen leb-
haften Anteil nahmen. Die größte Tat dieser Jahre war
die Darstellung des Baltischen Privatrechtes, die 1864 vom
Kaiser Alexander II. bestätigt wurde und mit dem 1. Juli
1865 Gesetzeskraft erhielt. Es ist eine Frucht der Rechts-
entwicklung im Baltenlande von Begründung des Ordens-
staates an bis auf den genannten Tag, durchleuchtet von den
Normen des Römischen Rechtes, zusammengestellt von dem
Professor Friedrich Georg Bunge unter Mitarbeit des Pro-
fessors K. O. von Madei, des Oberhofgerichtsadvokaten
Karl Neumann in Mitau und anderen. Leider war sie ge-
bunden durch die staatliche Vorschrift, daß sie nur das
geltende Recht zu berücksichtigen habe. Der Wahlspruch
Madais paßte sowohl auf die drei Genannten wie auf
ihr Werk: „Treu der Väter altem Glauben, treu dem an-
gestammten Recht, läßt du dir das eine rauben, steht's auch
um das andere schlecht.“ — Die drei Ritterschaften von

Liv-, Est- und Kurland ehrten sich und den Verfasser durch Aufnahme in ihre Matrikeln. —

Dadurch, daß zu jedem Paragraphen die Quelle, auf der er beruht, angegeben ist, wurde die Prüfung der Übereinstimmung des Rechtssatzes mit der Quelle und seine Fortentwicklung ermöglicht. Es bildete sich eine reiche Literatur über die Feststellung des Sinnes der einzelnen Gesetze, die eine Sammelstelle in der „Zeitschrift für Rechtswissenschaft der Universität Dorpat“ sowie in den „Zivilrechtlichen Entscheidungen der Rigaschen Stadtgerichte“ fand und durch Einzelschriften so bedeutender Rechtsgelehrten wie Professor K. Erdmann, Dr. H. Gürgens, Mag. F. Seraphim und anderer vertreten war.

Zugleich wurde die Behördenverfassung und das Ständerecht, mit deren Aufzeichnung die Darstellung der baltischen Sonderrechte 1845 begonnen hatte, im Geiste dieser freiheitlichen Bewegung in der ersten Hälfte der Regierungszeit Alexanders II. umgearbeitet, eine Zivil- und Kriminal-Prozeß-Ordnung und die Regelung des Hypothekenwesens ausgearbeitet und zur Bestätigung vorgestellt. Leider blieb es dabei im Hinblick auf die bevorstehende Russifizierung. — Von weittragender Bedeutung war auch der Beschluß der Ritterschaft im Jahre 1863, zur Zeit des Landesbevollmächtigten Baron Karl von der Recke, den Besitz der Landgüter freizugeben mit der Losung: Alles an alle, und die Regelung des Verkaufes der Bauernhöfe, die den bisherigen Pächter bevorzugte. Darauf öffneten sich auch die Pforten des Landtages für den bürgerlichen Gutsbesitzer.

Diese geistige Bewegung konnte natürlich auf die gesellschaftlichen Beziehungen der Bewohner des Landes, namentlich auf die Abgeschlossenheit der einzelnen Stände gegeneinander, nicht ohne Einfluß sein. Als Mittel dazu taten sich fast gleichzeitig in allen Städten des Baltenlandes die Adolphi, Leben und Gedanken eines Kurländers.

sogenannten Gewerbevereine auf. In diesen blühenden Vereinen fanden sich Angehörige aller Stände zu geistigen Unterhaltungen und besonderen Festlichkeiten häufig zusammen. — Es war eine Freude zu leben, und ich genoß diese Zeit, die meinem Wesen voll entsprach, mit reger Anteilnahme.

In dieser Zeit wurde mir die Stelle als Stadtsekretär in Bauske angetragen. Ich fuhr dorthin und wurde von dem Magistrate dazu gewählt. —

d) Ein Liebestraum und seine Zerstörung.

Auf meinen Liebestraum wies ich schon bei der Erwähnung meines Aufenthaltes am Karlsbader Strande mit den Worten hin: „Da begegnete mir in diesem Kreise ein junges Mädchen; sie erschien mir anders als die übrigen, und doch kam sie mir durchaus vertraut vor. Ich konnte sie nicht mehr vergessen.“

Ende des Jahres 1865 kam die Mutter des jungen Mädchens, das ich am Strande kennengelernt hatte, mit ihr zum Besuch des Bruders nach Dorpat. Das Quartett der Kurländer, das damals sehr gut besetzt war, brachte den Damen ein Ständchen. Auf dem Ball, den die Kurländer den Dorpater Damen gaben, sicherte ich mir einen längeren Tanz mit ihr.

Unser Gespräch war ein sehr lebhaftes und vertrautes, so daß ich sie zu fragen wagte: „Habe ich mich versehen, wenn ich Ihre Zuneigung zu bemerken glaubte?“ Sie antwortete fest und klar: „Nein.“ Nun erzählte ich ihr, wie ich mir die Zukunft denke, was ich wirken und schaffen möchte. Es war eine schöne Stunde. Weiter konnte ich nicht gehen; ich war Student, nichts weiter als ein solider, lebensvoller Mensch, der sich erst alles erwerben mußte.

Darauf erlebte ich in Mitau den Höhepunkt unseres Verhältnisses. Das geliebte Wesen, das ich schon wie meine

Verlobte ansah, fuhr mit der Mutter durch Mitau nach Riga. Ich stellte mich natürlich zur Abfahrt ein und begrüßte Mutter und Tochter. Als wir uns allein gegenüberstanden, sah sie mich mit einem Blick so voller Freude, Vertrauen und Liebe an, daß ich dankbar mich übergücklich fühlte und diesem Blicke wohl mit dem Gedanken begegnete, wie lieb sollst du mir sein. Ich hatte viel mit lieben jungen Damen verkehrt, mich aber von jeder Liebelei ferngehalten; hier aber begegneten sich ganz andere Gefühle. Der erwachenden Jungfrau stand der gleichstehende Mann gegenüber und hoffte auf eine Lebensgemeinschaft. Es war das letztemal, daß ich sie gesehen habe. Noch heute nach mehr als fünfzig Jahren bewegt dieser Blick, sobald ich an jene Begegnung denke, freudig meine Seele.

Als ich mich in Bauske gehörig eingearbeitet hatte und glaubte, meine Stellung befestigt zu haben, auch das Amt ein so einträgliches war, daß es eine Familie ernähren konnte, erschien mir dies als der richtige Zeitpunkt, um meine Werbung bei der Mutter der Verlobten vorzubringen. Ich schrieb an sie mit der Bitte um eine Unterredung und bat sie zugleich um die Güte, mir Zeit und Ort angeben zu wollen. Wie ich meine Werbung bei dieser Zusammenkunft in Mitau vorbrachte, weiß ich nicht mehr. Sie empfing mich nicht ablehnend, aber auch nicht zuvorkommend und machte nur den Einwand, daß ihr meine Lebensstellung noch nicht gesichert erscheine. Darauf erklärte ich, daß ich hoffe, zu Ende des Jahres den vollen Beweis dafür liefern zu können. Nun hieß es sich weiter gedulden und ausharren.

So kam Weihnachten heran, und ich schrieb nun einen längeren Brief an die Mutter meiner Verlobten, in dem ich sie um ihre Zustimmung zu unserer Verlobung bat. In diesem Briefe schilderte ich auch das innige Verhältniß, das uns Geschwister zu unserer Mutter verbunden hätte, was eine Ge-

währ sein dürfe für ein glückliches Zusammenleben mit unsern Frauen. Darauf erhielt ich von der Mutter ohne irgendwelche Begründung ein Schreiben, daß sie ihre Einwilligung nicht gäbe und die Tochter ihr ein heiliges Versprechen gegeben habe, dieser Verbindung mit mir zu entsagen.

Das war ein harter Schlag. Würde es sich nur um die Abneigung der Mutter gehandelt haben, ich hätte gegen eine Welt von Gegnern bis zum Tode gekämpft. Aber so: Die Tochter hatte der Mutter ein heiliges Versprechen gegeben. Soll ich mich zwischen Mutter und Tochter stellen und diese zum Wortbruch verleiten. Das geht nicht. — Ich theilte den Vertrauten sofort brieflich mit, daß dies Verhältnis gelöst sei, und habe mit keinem Menschen mehr bis heute über diese Sache gesprochen. Zu voller Erledigung dieser Sache muß ich hier noch erwähnen, was meine Schwester mir bald nachher schrieb: Eine Freundin der Tochter habe von dieser, wie sie erzählt, in der Weihnachtszeit einen Brief erhalten, der sehr aufgereggt geschrieben gewesen sei und von inneren Kämpfen gezeugt habe. Sie habe am Schlusse gesagt, sie würde darüber nicht mehr schreiben, habe sie aber darauf vor einiger Zeit gefragt, ob ich ihr die Schuld gäbe. —

Von Hasenpoth aus war ich einmal in Riga in einer allbekannten Restauration. Da trat ein wenig älterer Bekannter aus der Jugendzeit ein, ein sehr begabter, aber ebenso leichtsinniger Mensch, der in Dorpat Schiffbruch gelitten hatte, mit roter Nase und schleppendem Gange, ein verlebter Mann. Ein Bekannter sagte mir, dieser Mann heirate heute das Fräulein L. B., meine einstige Verlobte. — Die Mütter sind sehr befreundet, und die Tochter gilt für eine reiche Erbin.

Wie der Zusammenstoß verschiedener Lebensanschauungen über das, was erlaubt und was nicht erlaubt ist, in Dorpat mich tief bewegte, so berührte mich in diesem Falle die Ver-

schiedenheit der Auffassung des gesellschaftlichen Lebens und seiner Aufgaben überaus schmerzlich. Meine und der Meinigen Anschauungen darüber waren vielfach entgegengesetzt den Anschauungen, die in dem Kreise herrschten, dem Fräulein B. durch ihre Verwandten angehörte. Da gab es keine Verständigung, so meinte auch der Onkel Professor, wie man mir sagte. —

Rückschauend auf den durchmessenen Lebensweg, fragte ich mich: „Mußte es so kommen, konnte dies mir zum Heil gereichen?“ und beantwortete diese Fragen mit einem „Ja“.

Schon mancher Mann hat schweres Leid zu erdulden gehabt, sobald er seine überkommene und erworbene Lebensanschauung gegenüber den Anschauungen einer anders gesinnten Gesellschaft in die Tat umsetzen will. Des Menschen Geist erlahmt sehr bald; er liebt sich bald die unbedingte Ruhe und weist den Ruhestörer ab. —

Auch zum Heile des Betroffenen muß und soll ihm diese Abweisung dienen. Einerseits besteht er die Prüfung der aus seiner Gotteserkenntnis hervorgegangenen Lebensanschauung durch Hingabe irdischen Glückes; andererseits erfährt er an sich selbst, daß der Menscheng Geist nur das achtet, ehrt und dem folgt, was durch schweres Leid und Aufopferung irdischen Glückes erworben ist. Zu einer Wandlung bedarf es des Kreuzes. Dies ist auch der Sinn des Bibelspruches: Wer Gott liebt, dem müssen alle Dinge zum besten dienen. —

Schiller drückt diesen Gedanken in den Worten aus: Wer nur den Sinn aufs Ganze hält gerichtet, dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.

e) Das erste Amt als Sekretär der Stadtverwaltung und des Stadtgerichtes in der Kreisstadt Bauske.

Am zweiten Januar 1867 trat ich diese Stellung in Bauske an. Mein Vorgänger war wegen verschiedener Vergehen unter

Gericht gekommen. Als ich in das Rathaus kam, fand ich bloß den Archivar und den Ministerial und auf dem Sessions-tische nur eine anhängige Sache. Alles stockte, alles mußte wieder eingerichtet und aufgebaut werden. Der Bürgermeister und die Ratsherren, brave Leute, konnten mir nur in einzelnen Abteilungen helfen, da in den kleinen Städten der rechtskundige Stadtsekretär die Seele der ganzen Stadt war und sie ohne ihn gar nicht gewohnt waren zu handeln. Nun war ich selbst noch in der Praxis der Justiz und Verwaltung wenig erfahren; ich hatte also keine leichte Stellung. Da galt es rüstig arbeiten, und das habe ich getan von neun Uhr morgens bis neun Uhr abends, alle Tage, mit einer Unterbrechung zu Mittag. Abends versammelten sich einige Herren im Klub. Man kam mir allgemein sehr freundlich entgegen, und wir verbrachten den Abend in traulichen Gesprächen. Gesellschaftlich wurde mein Leben angenehm unterbrochen durch den Mittagstisch am Sonntage bei dem Kreishauptmann Baron Kleist, zu dem alle Junggesellen eingeladen waren, und die Abende bei dem Pastor der deutschen Gemeinde Krüger, einem Mann von fester Gesinnung und guten Kenntnissen in der Geschichte. Wie feinfühlig Baron Kleist dachte, geht aus folgendem Vorfall hervor. Sein einziges Kind, eine jugendliche Tochter, erkrankte schwer, so daß er einen zweiten Arzt hinzuzog. Dieser erklärte, daß es zu spät sei, sonst hätte er das Kind retten können. Das Kind starb, und Kleist behielt seinen früheren Hausarzt. Ich war dabei, als dieser nach Jahren beim Abschiede aus Bauske ihm unter Tränen dafür dankte. — Ebenso bemerkenswert erscheint mir Krügers Erzählung von seiner ersten und einzigen Reise in das Ausland, das heißt nach Deutschland. — Mehrmals hatte er das Geld dazu gesammelt, aber immer kamen hindernde Umstände dazwischen, wie das Studium der Söhne und die Aussteuer der Tochter, so daß er erst im

sechzigsten Lebensjahre die Reise machen konnte. Er wollte das Höchste sehen, was Menschenkraft vollbracht, und das Erhabenste wahrnehmen, was Gott hat werden lassen. Ganz allein ging er in den Kölner Dom und bemerkte erst beim Hinausgehen, daß er auf den Zehenspitzen gegangen war, so hatte der Ernst und die Heiligkeit des Gebäudes ihn ergriffen. Und in Interlaken, als die Reihe der Bergriesen vor ihm stand, jauchzte er auf und wollte dem Schöpfer ein Loblied singen. — Wie wenige Menschen bringen solche Eindrücke von ihrer Reise heim. — Noch eines anderen Hauses will ich erwähnen, das mir in dieser Zeit Erquickung bot. Es war das Pastorat Eckau. Der Pastor Alberti, der durch einen gewaltigen Körperumfang auffiel, war ein hochgebildeter, feinfühligler Mensch, die Frau Pastorin ein hübsches, tiefes und belebtes Wesen, deren Mutter eine ernste Frau, die ihren Mann Pastor Böttcher, Vorgänger Albertis, schon früh verloren hatte, und deren Mutter die Pastorin Kühn, eine angeregte Frau von neunzig Jahren voll Teilnahme für alles, was an sie herantrat. Wenn ich dahin kam, erschien mir dies Haus, in dem sich drei Generationen widerspiegelten, als eine Stätte der Liebe und des Wohlwollens. Albertis Humor war köstlich. Als er einmal auf der Synode neben dem langen, dünnen Pastor Conradi sitzt und ein anderer Pastor eine gewaltige Rede hält, sagt er: „Was meinst du, wenn du den Docht und ich das Fett gäbe, das könnte ein noch größeres Kirchenlicht sein.“ Und als ein häufiger Gast des Hauses sich erlaubte, von den auf dem Schreibtische liegenden Papieren Einsicht zu nehmen, ließ er auf diesem eine Abhandlung über das Häßliche bloßer Neugier liegen. Nach dem nächsten Besuche blieb dieser Gast längere Zeit weg. —

Ungleich reichhaltiger war mein amtliches Leben in dieser Zeit. Ich arbeitete mich immer mehr in das geschäftliche

Treiben hinein und konnte schon an den Ausbau des Verwaltungswesen denken. Ein allgemeines Schlachthaus wurde errichtet und der Neubau des Rathauses, das im Jahre 1620 von den Ratsverwandten der Stadt dargebracht war und gegenwärtig in Trümmern dalag, in Angriff genommen.

Dem Geiste der Tage entsprechend gelang es mir, einen Gewerbeverein zu begründen, in dem alle Stände vertreten waren und die gesamte Bevölkerung an Vorträgen oder Diskutierabenden über wissenschaftliche Dinge oder örtliche Fragen regen Anteil nahm. Als ich Bauske schon im Mai 1868 verlassen hatte, erhielt ich folgendes Schreiben, ein Beweis dafür, welch aufrichtiges Interesse die Mitglieder an dem Verein nahmen.

Dem Herrn Instanzsekretären des Oberhauptmanns-
Gerichtes Adolphi. Hasenpoth.

Bauske, den 28. November 1868.

Sehr geehrter Herr!

Im Namen der Gesellschaft des Bauskeschen Bürger-Clubs beehre ich mich, Ihnen die Bitte vorzutragen, am 12. December d. J. als dem Stiftungstage drei Uhr Nachmittags sich in dem Locale dieser Gesellschaft gefälligst zum Diner einfinden zu wollen, es ist dieses der allgemeine Wunsch der Gesellschaft dem Gründer gegenüber. —

Mit Achtung zeichnet ergebenst

A. Haensell

Für das Directorium und Gesellschaft.

Nach Weihnachten setzte ich meine Arbeit in der Rechtspflege und der Verwaltung der Stadt in nun schon gewohnter Weise fort. Mein täglicher Spaziergang war von meiner Wohnung in der Mitte der Stadt hinauf zu der Ruine der Ritterburg am Zusammenflusse der Memel und Muß, wo es

einen hübschen Ausblick gibt. Auf diesem Gange fiel mir, was mir früher nicht so lebendig geworden war, nun häufig ein, daß Bauske doch, woran seine Ruine mahnt, ein recht verlassener Ort sei. Daß der Stadtmagistrat die einzige Behörde war, in der deutsches Privatrecht und Prozeß galt, auch keine Rechtsanwälte in Bauske lebten, war mir schon sehr beschwerlich und unerfreulich geworden. Aber auch an sonstiger geistiger Anregung fehlte es, und sogar die gesellschaftlichen Zustände ließen viel zu wünschen übrig. Ich sehnte mich also fort. —

Im April dieses Jahres hörte ich nun bei meiner Anwesenheit in Mitau, daß der Posten eines Sekretärs des Hasenpothschens Oberhauptmannsgerichtes frei geworden sei. Ich beschloß daher gleich, mich um ihn zu bewerben, und schrieb an den Herrn Oberhauptmann Baron Emil Lieven: „Im Vertrauen auf die mir oft erwiesene Freundlichkeit unternehme ich es, Sie mit Folgendem anzugehen. Ich hoffe dabei zuversichtlich, daß Sie mein Vorhaben nicht mißverstehen werden, sowie ich andererseits Sie versichern kann, ich werde Ihre Entscheidung nicht verkennen. — Wie ich seit gestern hörte, ist durch einen traurigen Todesfall der Posten eines Instanzsekretären vacant geworden. Nach hier eingezogenen Erkundigungen glaube ich denselben mit einiger Anstrengung vertreten zu können und möchte mich daher um ihn bewerben. Finden Sie daher keinen tüchtigen Bewerber, so bitte ich, mich wissen zu lassen, ob ich welche Aussicht hätte.“ — Schon am 14. dieses Monats erhielt ich ein freundliches Schreiben des Herrn Oberhauptmannes, daß ich zu dem Posten gewählt sei und meine Supplik sogleich einreichen solle. — Gelegentlich habe ich später den Hergang bei der Wahl erfahren und möchte ihn erzählen, um darzutun, wie wohlwollend die Männer dachten, die damals wichtige Posten in der Landesverwaltung einnahmen. Um

dieselbe Stellung hatte sich ein Angehöriger der kurländischen Ritterschaft beworben, mit dem ich in der Schule in Mitau und auch in Dorpat zusammen gewesen war. Ein Mann, gegen den nichts einzuwenden war. Er war der Kandidat der beiden Assessoren des Gerichtes. Da sagte Baron Lieven: „Ich finde es nicht richtig, daß wir, die allein alle Richterposten im Lande bekleiden dürfen, diese Posten, die immer mit den Literaten besetzt wurden, auch für uns in Anspruch nehmen.“ Infolge dieser Äußerung des hochverehrten Mannes wurde ich gewählt. —

Von Bauske schied ich in freundlicher Weise. Ein häßlicher Vorfall zwischen zwei Klubmitgliedern hatte zu einem Zerwürfnis der Gesellschaft geführt. Es gelang mir, eine Wiedervereinigung herbeizuführen. Auf dem Abschiedessen in dem Klub sagte ein russischer Offizier: „Toller Mensch, dieser Adolphi, reißt Klub auseinander, bringt wieder zusammen, fährt fort.“ —

f) In der Kreisstadt Hasenpoth als Sekretär des Obergerichts und als Stadthaupt; nach überstandem Kampfe das Idyll meines Lebens.

Am 18. Mai 1868 traf ich in Hasenpoth ein und trat anderen Tages mein Amt an. Es sollte mir Weiterarbeit in meinem Berufe als Jurist, geistige Anregung, Teilnahme an dem Gemeindeleben, freie und heitere Geselligkeit sowie die Möglichkeit zur Begründung einer Familie, eines Hauses gewähren. Und dies alles hat es mir gegeben. Die neunzehn Jahre, die ich dort lebte, waren die gemütvollsten meines Lebens. Aber auch diese Fügung des Schicksals konnte nicht ohne Kampf auf Tod und Leben gewonnen werden. —

Im Jahre 1868 war mein Zwillingsbruder als Stadtsekretär nach Goldingen gegangen, so daß wir uns wieder näher-

rückten. Er hatte, wie ich in Bauske, neben dem Amte sich das Zusammenfassen der deutschen Bürgerschaft in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung angelegen sein lassen. In dem von ihm begründeten Gewerkvereine hielt ich infolge seiner Aufforderung auch einen Vortrag. Angeregt war er durch eine Schrift des Berliner Professors Treitschke und ging hinaus auf die Notwendigkeit einer freien Bewegung der kastenartig in sich abgeschlossenen politischen und gesellschaftlichen Kreise des Landes. Dieser Vortrag gab leider Anlaß zu sehr unerfreulichen Weiterungen, deren ich nur Erwähnung tue, weil sie zum Sittenbilde jener Zeit gehören. — Zwei Junker, die glaubten, dagegen Einspruch erheben zu müssen, stellten meinen Bruder zur Rede. Als sie von ihm in gebührender Weise abgefertigt wurden, erfolgte eine Forderung. Mein Bruder lehnte diese ab, da er im Philisterleben eine Ehrensache nicht mehr durch ein Duell ausmache. Und nun erfolgte nach bekannter Manier der Versuch, ihn als satisfaktionsunfähig hinzustellen. Seine Stellungnahme kennzeichnet am besten sein Brief, den er an einen dieser Herren richtete.

N. N.

Einem Gerüchte folgend, habe ich mir die Gewißheit verschafft, daß Sie derjenige gewesen sind, der erzählt hat, daß Baron N. N. mir gegenüber eine Drohung mit Tätlichkeit verübt habe. Sie sollen Ihr Ehrenwort darauf gegeben haben. Demnach erkläre ich, daß diese Ihre obige Erzählung entweder ein Irrtum oder eine Unwahrheit oder eine Lüge ist. Durch die angeschlossenen beiden Abschriften, von denen sich die Originale in meinen Händen befinden, wird meine letztere Erklärung bekräftigt. Zu einer Ihrerseits etwa gewünschten Genugtuung auf Waffen erkläre ich mich vom nächsten Freitag, d. i. den 4. April c. an, jederzeit bereit, indem ich bis dahin erst meine Geschäfte werde ordnen

können. Ich füge solches speziell hinzu, weil ich Ihnen vor kurzem durch Baron von N. N. sagen ließ, daß ich meine Ehrensachen nur durch freiwillig abgegebene oder von einem Ehrengerichte auferlegte Erklärungen auszumachen gesonnen sei. Auch zur Zeit erscheint mir das Duell als eine vernunftwidrige Kinderei oder Jugendthorheit. Wenn ich mich dennoch noch einmal in meinem Leben darauf einlasse, so geschieht es, weil ich in meinen gegenwärtigen Verhältnissen das zuwider Handeln gegen diese meine bessere Überzeugung für richtiger halte, als das Beharren bei derselben in dem vorliegenden Falle. Welche Verhältnisse dies sind gehört nicht hierher.

Goldingen, 28. März 1869.

Armin Adolphi.

Gold. Stadtsekretär.

Von dem Empfänger dieses Briefes erhielt ich darauf folgendes Schreiben:

Goldingen, d. 29. März 1869.

Herr Instanzsekretär Adolphi!

Da ich voraussetzen muß, daß Sie um den Inhalt des an mich gerichteten und von Ihnen mir überbrachten Schreibens des hiesigen Herrn Stadtsekretären gewußt haben, so kann ich Sie nur als Teilnehmer dieser frechen Zeilen, wenn nicht gar als intellectuellen Urheber derselben ansehen, da erst nach Ihrem Erscheinen hierselbst besagte Zeilen zu Tage gekommen sind. Diese meine unumwundene Ansicht theile ich Ihnen hierdurch mit, so wie gleichfalls, daß ich natürlich jederzeit bereit sein werde, Ihnen dafür Satisfaction zu geben. Was den Herrn Stadtsekretären anlangt, so wird jeder dahin zielende Schritt, mich zu tangieren, scheitern, so lange der Schimpf, die Drohung der Insatisfactionsfähigkeitserklärung begleitet von der commentierenden Reitpeitschenbewegung, und ich wiederhole nochmals, daß ich diese Bewegung

gesehen, auf ihm lastet. Sollte dieser Herr es auch sonst keinem Menschen glauben, daß N. N. seine Worte mit den betreffenden Pantominen begleitet hat, so könnte er es dem Täter selbst, Baron N. N. glauben, derselbe hat dies Faktum bekannt genug gemacht, es dürfte daher keiner weitem Zeugen oder Zeugnisse bedürfen. — Gleichzeitig und schließlich erlaube ich mir Ihnen auch anzuzeigen, daß ich mit Ihnen jede weitere Verhandlung nur durch Ihren Secundanten führen kann und werde demselben auch den meinigen nennen.

N. N.

Da diese Sache dadurch noch mehr ausartete, versuchten mein älterer Bruder Heinrich und ich deren Erledigung und vereinbarten mit den Beteiligten, daß dies durch ein Ehrengericht geschehen sollte. Diese Vereinbarung hielten jedoch die Gegner nicht ein. Da forderte ich den Hauptagitator, und mein Bruder sandte ihm folgendes Schreiben:

Mein Herr!

Zu einer von Ihnen selbst gesuchten Unterredung in Goldingen vereinbarten wir uns dahin, daß Ihre ganze Angelegenheit mit meinem Bruder, dem Goldingschen Stadtsekretären A. Adolphi, definitiv durch ein Ehrengericht abgeschlossen werden sollte, welches, wie Ihnen ausdrücklich mitgeteilt wurde, auf ein Duell nicht sollte entscheiden können.

Diese Abmachung haben Sie gebrochen, obgleich Ihre Worté, als Sie in jener Unterredung auf das Ehrengericht eingingen, lauteten: „Dieser Ausgang wird überraschen, aber seien Sie versichert, ich werde unsere Abmachung unter allen Umständen aufrecht erhalten.“

Da ich nun ein derartiges, in einer Ehrensache abgegebenes Wort nur als ein Ehrenwort auffassen kann, Sie aber dies Wort mir gegenüber gebrochen haben, so theile ich Ihnen nur

noch mit, da ich mit Ihnen direct nicht mehr verhandeln werde, daß der Herr Oberlehrer Theodor Czernay in Mitau die Freundlichkeit haben wird, mich weiter zu vertreten.

Heinrich Adolphi.

Adresse

S. T.

Oberlehrer Th. Czernay
in Mitau

Schreiberstraße — Haus Schlegel.

Auch die übrigen Brüder erklärten sich zu einer solchen Erklärung bereit. — Dem andern der beiden Herren gegenüber stellte ich mich auf den Standpunkt, daß ich von ihm keine Satisfaktion verlange, solange er sie nicht von meinem Bruder Armin genommen habe. Er hat in dieser Sache nichts weiter getan. —

Die beiden darauf erfolgenden Duelle verliefen, obwohl sehr strenge Bedingungen gestellt und angenommen waren, ohne tödliche Verwundung. — Damit endete diese häßliche Begebenheit. In der Tätigkeit und dem Lebenslaufe meines Bruders haben die Nachwirkungen ihm doch noch zuweilen ernste Schwierigkeiten gemacht. — Er mußte bei seinem sonnigen Gemüt und guten Formen, dem die Menschen meist freundlich begegneten, doch erfahren, daß auch eine richtige Erkenntnis, wenn sie gegen herrschende Sitten auftritt, von der Masse bekämpft wird. „Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündet, ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz Gemeine ist's, das ewig Gestrige, was immer war und immer wiederkehrt und morgen gilt, weil's heute hat gegolten,“ sagt Wallenstein.

Meine Anschauung vom Duell war dieselbe wie die meines Bruders. Ich habe schon in der Schilderung von Dorpat darauf hingewiesen, daß die Einrichtung des dortigen Ehren-

gerichtet eine weitere Verbreitung verdiente; aber die darüber in Kurland herrschende Anschauung unbedingt abzuweisen, dazu war sie mir zu geringwertig, da sie meine übrige Tätigkeit leicht gehindert und verkümmert hätte. Auch liegt in dem Deutsch-Balten noch manches Urgermanische; habe ich doch selbst unter die Bilder meiner beiden Knaben von 14 und 15 Jahren in meinem Familienalbum die Worte gesetzt: Das Leben ist ein hohes schönes Gut für den, der es gebraucht mit gutem Mut; der höchste Wert desselben scheint mir der, daß man es opfern darf für Recht und Ehr'. —

Im Amte erfreute mich das Zusammenarbeiten mit den drei gebildeten Richtern und dem Protokollisten, der auch ein Jurist war, sowie mit den beiden am Orte befindlichen und andern hervorragenden Rechtsanwälten. —

Wenn der Rechtsanwalt auch nicht selten der Versuchung unterliegt, die Anschauung seines Klienten auf jeden Fall durchzusetzen, ohne zu berücksichtigen, wie sie als allgemeine Rechtsgrundlage wirken müßte, so tragen doch seine Anstrengungen zur Klärung der Sache bei. Dazu kam der hohe Beruf des Richters, der einen Einblick eröffnet in alle menschlichen Verhältnisse und deren Lösung verlangt. Schon in Dorpat hatten mir Puchtas Institutionen des römischen Rechtes die Idee, den Begriff des Rechtes als in der Freiheit beruhend gegeben; das Recht muß aber nicht nur den Inhalt der Freiheit, sondern auch seine Grenzen bestimmen. Dieser Anschauung bin ich immer treu geblieben. —

Im Jahre 1871 wurde die Libau-Romnyer Bahn gebaut. Die Enteignung des dazu im Grobinschen und Hasenpoth-schen Kreise erforderlichen Landes stellte das Hasenpoth-sche Oberhauptmannsgericht vor eine neue Aufgabe. Ein vollständiges Enteignungsgesetz fehlte in Kurland. Allerdings sagt schon das Kurländische Staatsrecht vom Jahre

1772 (Ziegenhorn § 616), daß es die Enteignung als Ausnahme von der Regel gestatte kraft des dem Landesherrn zustehenden dominium eminens, wenn das allgemeine Wohl oder eines einzigen Untertans Güter auf dem Spiele stehen und ersteres ohne Hintansetzung des letzteren nicht zu erhalten ist. „Hierbei ist auch rechtlich, daß, wenn jemand in solch einem Notfalle das Seinige zum allgemeinen Gebrauch hergeben muß, er deshalb von dem gemeinen Wesen so viel als möglich schadlos gehalten werde.“ Und im Liv-Est-Kurländischen Privatrechte vom Jahre 1864 (868) heißt es: „Wider Willen des Eigentümers hört das Eigentum auf durch Zwangsenteignung oder Expropriation, wenn eine solche zum Wohle des Staates oder des Gemeinwesens unerläßlich und in jedem einzelnen Falle durch ein Allerhöchstes Gesetz angeordnet ist.“ Ihr geht die vollständige Entschädigung des zu Enteignenden voraus. — Weiter gab es keine besonderen Rechtsbestimmungen für die Enteignung in Kurland. Zu den einheimischen Rechtsquellen aus der Ordenszeit und aus der herzoglichen Regierungszeit zusammen mit den für Kurland erlassenen Allerhöchsten Kaiserlichen Gesetzen seit der russischen Regierungszeit gehört aber als besondere provinzielle Rechtsquelle das gemeine deutsche Recht; dies kommt als Hilfsrecht in dem Umfange, wie es sich aus dem römischen, kanonischen und ursprünglich deutschen Rechte seit dem Mittelalter in Deutschland gebildet hat, zur Anwendung. Erst wenn auch dieses den Dienst versagt, treten als subsidiäres Recht die russischen Reichsgesetze ein. — Es galt also aus den bezüglichen Bestimmungen dieser Rechtsgebiete die geltenden herauszunehmen, um so die zur Zeit für ein vollständiges Enteignungsgesetz maßgebenden Rechtssätze zu gewinnen.

Mit vielem Vergnügen machte ich mich an diese Arbeit, die ich im vierten Jahrgange der Zeitschrift für Rechts-

wissenschaft, Heft 3, herausgegeben von der juristischen Fakultät der Universität Dorpat, 1873 veröffentlichte. Als Rechtssatz der Zwangsent eignung, auf welchen der einzelne Enteignungsgrund zurückzuführen ist, ergab sich die Befugnis der Staatsgewalt, Privatrechte, also auch das Eigentum der einzelnen, insofern es für öffentliche Zwecke unvermeidlich erforderlich wird, gegen volle Entschädigung des Betroffenen durch seine verfassungsmäßig dazu berufenen Organe und in gesetzlich vorgeschriebener Form in Anspruch zu nehmen, entweder ganz hinwegzunehmen oder nach Maßgabe des Zweckes zu beschränken. Ihr juristisches Prinzip wird immer nur als das eines derivativen Eigentumsrechtes oder Aufhebungsgrundes durch einseitige Willenserklärung des Berechtigten und die Obligation des Enteigners zur Schadloshaltung des bisherigen Eigentümers unter die gesetzlichen Obligationen zu stellen sein, auf welche, wie bei anderen Obligationen, die Regeln über Verzug, Kompensation, Verjährung usw. Anwendung finden. — Auch in diesem Falle kam es darauf an, widerspruchsvolle, nur auf die Autorität der Vorgänger gestützte Anschauungen abzuweisen, wie zum Beispiel die privatrechtliche Darstellung der Zwangsent eignung kein zweiseitiger, auch kein freiwilliger, überhaupt kein Vertrag. Ein Zwangskauf ist also etwas Udenkbares. — Dennoch ist zum Beispiel ein so bedeutender Gelehrter wie Gerber in seinem „System des deutschen Privatrechtes, 1867“ unter anderem bei der Anschauung eines Zwangskaufes geblieben oder gar zu ihr zurückgekehrt. Mir scheint der Standpunkt Ciceros in solchen Dingen das allein Entscheidende zu geben: non autores, sed rationum momenta quaerenda sunt; nicht Gewährsmänner, sondern das Gewicht der Gründe sind zu suchen.

Wende ich mich nun dem Leben und Treiben unserer kleinen Kreisstadt zu, so werden viele ein Idyll aus der da-
Adolphi, Leben und Gedanken eines Kurländers.

maligen Zeit erwarten. Die anmutige Lage unseres Städtchens und der Friede, der traditionell in ihr weilte, würden auch einige Bedingungen dazu geliefert haben. Aber der rege Verkehr mit der wohlbebauten Umgegend und die eifrige Teilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten ließen eine idyllische Stimmung als Grundfärbung niemals aufkommen, und dazu verscheuchten die drohenden Mahnrufe der Zeit in Stadt und Land sehr bald jedes Selbstvergessen.

Sehr belebend wirkte auf mich, daß der Gewerbestand auch in dieser kleinen Stadt aus besonders tüchtigen, durchweg ehrenhaften deutschen Meistern bestand, die auf sich hielten. Hasenpoth hatte ja auch günstige Bedingungen dazu. Seine Eintracht wird schon in der Kirchenvisitation von 1736 bezeugt. Sein christlicher Armenverein, der die gesamte kommunale, kirchliche und freiwillige Armenpflege vereint — etwas ganz Seltenes bis auf den heutigen Tag in Deutschland —, wird bereits in dieser Zeit in ihr erwähnt. In Hasenpoth gründete ein Livländer, Franz Karl Strauß, im Jahre 1826 das erste klassische Privatgymnasium in Kurland, wo bis dahin nur das im Jahre 1775 von Herzog Peter gestiftete Gymnasium illustre bestand; und zu gleicher Zeit unterhielten dort die Geschwister Schilling eine höhere Töchterschule von bestem Rufe. Die reiche Umgegend gab den soliden Handwerkern und Kaufleuten einen guten Verdienst, so daß sie mit ihren Familien im eigenen Hause ein zufriedenes Leben führen konnten.

Einige Charakterzüge mögen die Schilderung dieser Zustände begleiten. Schon bald nachdem ich mich mit den Verhältnissen bekannt gemacht hatte, meldete ich mich zum Eintritt in die Bürgerschaft und fiel einstimmig durch. Das verdroß mich keineswegs; ich erkannte nur die Folgen der fehlerhaften Stellungnahme der Herren Literaten zu den Bürgern und freute mich über das darin zutage tretende

Selbstgefühl der Bürger. Nach Verlauf einiger Zeit trat der würdige Ältermann Gläschky bei mir auf und erklärte, daß er im Namen der Bürgerschaft mir eine große Bitte vorzutragen habe, wobei ihm die Tränen in die Augen traten. Er erzählte, die Bürgerschaft habe einen Rechtsstreit mit dem adligen Kirchspiele; Oberhofgerichtsadvokat Seraphim, ein Hasenpoth's Kind, führte für sie die Sache, sei aber gegenwärtig verhindert und habe sie an mich gewiesen. Wie töricht sie gewesen, sehe die Bürgerschaft nun ein; hätte sie mich aufgenommen, so könnte sie mir einfach sagen: Bürger mache es. Ich konnte den Ältermann sofort durch die Erklärung beruhigen, daß ich die Sache herzlich gern übernehme.

Einen anderen Charakterzug lieferte die Vorsteherin der Höheren Töchterschule, Fräulein Eugenie Schilling. Ein höherer Beamter des Ministeriums der Volksaufklärung revidierte die Schule und bemerkte in der Religionsstunde nach lutherischem Bekenntnis eine Jüdin. Er erklärte dies für unerlaubt, wenn es auch auf Wunsch des Vaters geschähe, und verlangte ihre Entfernung. Die Vorsteherin übergab dies dem Vater, worauf dieser erwiderte: er möchte seinen Kindern die Wahl des Glaubensbekenntnisses freihalten, und darum lasse er alle seine vielen Kinder den Religionsunterricht in den Schulen, die sie besuchen, mitnehmen; er bitte dringend, ihm dies Recht nicht zu nehmen. Gut, sagte die Vorsteherin, dann übernehme ich die Verantwortung.

Für mich persönlich war die Freundschaft mit dem Schuldirektor Strauß von größter Bedeutung. Sein reiches Wissen, das auf einer Bibliothek von sechstausend Bänden wertvoller Werke beruhte, hatte mir wiederholt die höchsten geistigen Genüsse vermittelt. Dank sei ihm bis über das Grab hinaus. — In seinem Testament überließ er mir die Bestimmung über seine Bibliothek.

Unter solchen Verhältnissen konnte auch in einer kleinen Gemeinde von 4000 Seelen Erfreuliches für das allgemeine Wohl geleistet werden. Beim ersten Feuerschaden stellte sich die vollkommene Unzulänglichkeit der Feuerwehr heraus. Die Einwohner traten zusammen; die Jugend meldete sich zur Wehr, die Alten zum Schutze; sie wurden uniformiert und eingeübt, und in kurzer Zeit gab es eine wirklich genügende Feuerwehr. — Es fehlte an öffentlichen Brunnen, sie wurden von der Bürgerschaft angelegt. — Hasenpoth hatte noch keine Beleuchtung, die Hausbesitzer richteten sie ein. — Hierbei will ich als kennzeichnend für die Stimmung eines mir wiedergegebenen Vorfalles Erwähnung tun. Ein Laternenpfosten war gerade auf dem Bürgersteig beim Rathaus hingesezt, so daß der gegenüberliegende Platz dunkel blieb. Als Vorsitzender der Beleuchtungskommission beauftragte ich den Werkmeister, den Pfosten mehr dem Rathause gegenüber zu setzen. Als dieser bei der Arbeit war, trat der gestrenge Bürgermeister aus der Thür und fragte, wer ihm das geheißen hätte. Er antwortete: Der Herr Instanzsekretär, das war mein offizieller Titel. Nun meinte der Bürgermeister, er hätte dies nicht ausführen sollen. Da sagte der Meister: Wenn der Herr Instanzsekretär mir sagt, ich solle das Rathaus abreißen, so reiße ich das Rathaus ab.

Weiter mußte daran gegangen werden, die sehr geringen Einkünfte der Stadt zu mehren, um sie, da mit dem Schluß des Gymnasiums in den fünfziger Jahren ein Rückgang eingetreten war, zu neuem Leben zu bringen. Es wurde ein allgemeines Schlachthaus eingerichtet, die allgemeine Weide aufgehoben und als fruchtbares Ackerland verpachtet, zur Belebung von Handel und Wandel eine Sparkasse eingerichtet, in der die Leiter ehrenamtlich dienten, und eine Marktsteuer eingeführt. Mit Hilfe der Sparkasse konnte eine Umpflasterung und teilweise Neupflasterung der Stadt

vorgenommen und ein Progymnasium errichtet werden. Ganz besonders gedieh das Armenwesen; dafür waren in Stadt und Land immer die Hände offen. Der erwähnte Armenverein besaß zwei Armenhäuser und unterhielt eine Armenschule; drei adlige Damen stifteten ein Krankenhaus; an der Weihnachtsbescherung für die Notleidenden beteiligte sich ebenso Stadt und Land in so reichem Maße, daß diejenigen, die nun am Christabend an die häusliche Bescherung gingen, sagen konnten: Wir wissen keinen, dem wir heute nicht haben eine Freude bereiten können.

Im Jahre 1879 wurde durch die Einführung der russischen Städteordnung auch in Hasenpoth der Bruch mit der Vergangenheit vollzogen. Die Stadtverordnetenversammlung wählte mich zum Stadthaupten. Ich bekleidete diesen Posten ehrenamtlich bis zu meinem Abzuge nach Libau 1887. Mir lag es also ob, die Brücke zu finden zwischen der alten und neuen Zeit.

Drei Jahre darauf, 1882, schrieb ich an die „Baltische Monatsschrift“ darüber: „Wer durch geschichtliches Studium oder aus praktischer Lebensbetätigung erfahren hat, wie lange es dauert, bis eine neue Erkenntnis im Volke Wurzel faßt, wie schwer eine neue Institution mit dem Volksleben verwächst, der wird bei gewaltsamen Experimenten, soweit dies möglich ist, immer noch eine Anlehnung an das Bisherige suchen. Eine Institution ist ebenso viel wert, wie viel sie bekannt, gewohnt und geschätzt ist. Es galt also vor allem das Neue an das Alte anzulehnen, in das Neue vom Alten hinüberzuretten, was sich bewährt hatte. Dazu war namentlich erforderlich, daß das Interesse an den allgemeinen Dingen in dem bisher allein berechtigten Bürgerstande wach erhalten werde, daß möglichst viele Mitglieder dieses Standes zu Stadtverordneten gewählt würden. Und dieses gelang durch rasches Zugreifen vollständig. — Die

von der Vertretung der politischen Bürgerschaft aufgestellte Wahlliste der Stadtverordneten wurde von den Wählern angenommen, ohne daß eine Opposition zutage getreten wäre. In der also begründeten Stadtverordnetenversammlung befanden sich die Mitglieder der Bürgerschaft, darunter der gesamte Rat, in der Majorität; alle übrigen Stadtverordneten gehörten zum Adel oder zu den übrigen Ständen der Stadtbewohner.

Die Tätigkeit dieser Versammlung wurde durch ihren einmütigen Beschluß, daß sie die vom Stadthaupte unternommene, gesetzlich begründete Zurückweisung der Schreiben des Herrn kurländischen Gouverneurs in russischer Sprache billige und durch die damit hervorgerufene Verkehrsstockung mit der Gouvernementsobrigkeit gehemmt. Erst nach vier Monaten, als infolge kompetenter Weisung diese Art des Widerstandes aufgegeben und der Weg der Klage, gleich den übrigen Städten, beschritten wurde, konnte die neue Ordnung der Dinge in Kraft treten. Das neugeschaffene Stadtamt verkehrte mit seinen erforderlichen Unterorganen ohne jeden Konflikt und in stetem Zusammenhange mit den übrigen städtischen Behörden, als ob es schon seit Jahren bestanden hätte. Ebenso nehmen die Stadtbewohner teil an den Stadtverordnetenversammlungen, wie sie früher in ihren Gemeinde- und Bürgerversammlungen zur Beratung zusammentraten, oder sie wenden sich in ihren Angelegenheiten an das Stadtamt, wie sie früher die Kämmerei oder den Rat aufsuchten. — Ja, in einer Beziehung war ein großer Fortschritt zu konstatieren. Die Ordnung der Verwaltung, die Raschheit der Entscheidung, die Behandlung der Dinge nach den allgemeinen Gesichtspunkten der lokalen Bevölkerung haben sehr gewonnen, namentlich weil die überaus lästigen, hemmenden Fesseln der Gouvernementsregierung gefallen waren.

Aber ein dunkler Punkt erscheint immer wieder am Horizont der neuen Dinge. Das ist die Zusammensetzung der Wahlversammlungen. Nicht Verdienst, Fähigkeit oder Erfahrung sollen zur Wahl berechtigen. In nacktem Realismus und entgegen der ganzen bisherigen Ordnung der Dinge soll dem nur das Recht der Wahl zustehen, der etwas, und seien es nur einige Kopeken, an die Stadtkasse zahlt. Und dabei könnten nur gewisse Klassen besteuert werden, so daß ein nicht unbeträchtlicher Teil des früher privilegierten Handwerkerstandes sowohl von der Besteuerung als auch von der Wahl ausgeschlossen blieb. Sollte es da wundernehmen, wenn der ehrbare Meister, der früher mit dem Beweise der Arbeitstüchtigkeit auch das politische Bürgerrecht erwarb, immer noch mit Mißtrauen auf die neue Ordnung der Dinge blickte? Mit ihm werden aber viele diese Ansicht über die fremdartige Wahlversammlung teilen.“

Einen Glanzpunkt Hasenpoths bildeten die gefälligen Formen seiner Geselligkeit. Der schon bestehende, enge Verband des Bürgerklubs verwandelte sich in einen freien, zahlreichen Gewerbeverein aus allen Ständen. Es gab Theatervorstellungen, Darbietungen von Künstlern und häufige Vorträge von Lehrern und Juristen; auch der gestrenge Bürgermeister Bellmer hielt einmal einen Vortrag über die Wanderschaft der Handwerker. An den sehr besuchten Sonnabendabenden, an denen es manchmal hoch herging, ist es doch nie zu unliebsamen Auftritten gekommen. — In dem alten Klub des Adels gab es natürlich einen anderen Zuschnitt. In diesem konnten nach den Statuten auch Personen von Offiziersrang und Universitätsbildung aufgenommen werden. Von den drei Direktoren gehörten zwei zum Adel, einer nicht. Die Landeseingesessenen benutzten den Klub zu ihren Versammlungen und als Absteigequartier; das Leben in ihm war ziemlich öde, da sich dort gewöhnlich abends nur einige

Herren zu einer Kartenpartie versammelten. Nun machten wir drei Direktoren ab, daß wir jeden Donnerstagabend im Klub sein werden. Das zog, so daß sich zwanzig bis dreißig Herren einfanden. An diesen Abenden ging es immer hoch her, angeregt durch ein Glas sehr guten Weines. Was der eine nicht gab, gab der andere. Leiter dieser Abende war meistens der Baron Karl Rönne-Wensau, ein Mann von guter Bildung, den besten Formen und sprühendem Humor. Diese Abende sind mir immer unvergeßlich geblieben; ich hatte gleiche nur im alten Mitau und in Dorpat erlebt, seitdem nur gelegentlich in Riga und Petersburg.

Weitere geistige Anregung besorgten wir uns durch die Berühmtheiten Deutschlands in der Kunst des Vortrages oder Musik. Wenn diese Herren nach Riga oder Libau kamen, forderten wir sie nach Hasenpoth auf. Und sie kamen gern; denn sie sagten: In der großen Stadt sind wir bald vergessen und verdrängt. Sie erinnern sich unserer noch lange. — Ich nahm diese Herren meistens in meinem Hause auf und verbrachte mit ihnen manch denkwürdigen Abend, wie zum Beispiel mit dem Improvisator Wilhelm Jordan.

Nun, wo ich von Hasenpoth sogleich Abschied nehme, muß ich noch auf ein für mich persönlich sehr wichtiges Ereignis zurückgreifen. Der Oberhauptmann Lieven machte mich nicht nur zum Sekretär des Oberhauptmannsgerichtes, sondern auch zum stellvertretenden Kurator von drei lieb-reizenden jungen Mädchen von zwanzig, achtzehn und vierzehn Jahren, den verwaisten Kindern des Kreisgerichtssekretärs Louis von Bienenstamm. Es stand bei mir fest, daß ich heiraten und ein gut bürgerliches Haus begründen müsse, nach dem Vorbilde der Eltern. Wenn ich die jungen Damen, die ich im Laufe des Jahres kennengelernt hatte, überschaute, so blieb ich bei meinem ältesten Mündel stehen.

In beschränkten Verhältnissen erwachsen und gereift, treu den übernommenen Verpflichtungen, erschien sie mir die passendste Lebensgefährtin. Als ich sie fragte, ob sie meine Frau werden wollte, antwortete sie mit einem klaren, festen „Ja“. Einige Monate darauf heiratete ich, und mein Haus wurde mit getreuer Hilfe meiner Frau zu dem, was es sein sollte. Abends natürlich war jeder Gast willkommen. Zu den häufigsten Gästen gehörte der Pastor des Ortes, Johannes Wieckberg, ein Mann von guter Bildung und gesundem Urteil. Nach der Mahlzeit war seine gewöhnliche Frage: „Nun, Adolphi, was hast du gelesen? Erzähle!“ Dies Mitteilen des Aufgenommenen und die freie sachliche Unterhaltung über alles, was mich geistig bewegte, habe ich später schmerzlich vermißt. Treffliche Menschen waren diese Pastoren, Doktoren, Juristen und Lehrer, die ihre humane Weltanschauung im täglichen Leben betätigten. Meine Frau war die liebenswürdige Wirtin, hörte den Gesprächen zu, nahm aber keinen Anlaß, aus diesen ihre Weltanschauung zu erweitern; sie war mit der ihrigen fertig und zufrieden, und ich mochte sie darin nicht stören. — Meine in Zeitungsartikeln wiedergegebenen Gedanken waren, wenn ich sie nicht unterschrieb, mit einem griechischen L. B. gezeichnet.

In bezug auf das Verhältnis zu dem feudalen Adel verfolgte meine Familie den Grundsatz des Vaters: politisch zusammengehen, sozial getrennt. Wir haben uns dabei sehr wohl befunden. Wie ich selbst über die geschlossenen Stände dachte, daran erinnert mich eine Begegnung mit dem Pastor H. Cruse. Er besuchte mich in Hasenpoth, und beim Morgenkaffee erzählte ich ihm, ich wolle der „Rigaschen Zeitung“ einen Artikel zusenden, in dem ich ausführe, es gäbe naturgemäß nur zwei Stände, den Bauer und den Bürger, die sich nur in ihrem Besitze oder ihrer Bildung unterschieden. Mein väterlicher Freund fuhr auf und beschwor

mich, den Aufsatz nicht abzusenden. Es sollte ja nur eine theoretische Abhandlung sein, und ich unterließ es.

Mit dem Antritte der Regierung Kaiser Alexanders III. herrschte in Rußland seine gegen alles Deutsche haßerfüllte Gemahlin Dagmar. Sehr bezeichnend erließ der Kaiser 1885 von Kopenhagen aus den Befehl zum Beginn der völligen Russifizierung der Bevölkerung in den Ostseeprovinzen. Im Jahre 1889 sollten die Verwaltung, Justiz, Schule und Universität bereits der Russifizierung unterworfen sein. Nur die Selbstverwaltungsorgane hatten noch eine gewisse Freiheit der Bewegung. Ein Umsichtiger mußte also beizeiten für sich und die Seinen vorsorgen. Da erhielt ich von einem Kreise einflußreicher Personen die Aufforderung, mich um den frei gewordenen Posten eines Stadthauptes von Libau zu bewerben. Ich tat es und wurde am 9. Januar 1887 zum Stadthaupt von Libau gewählt.

Der Abzug von meinem lieben Hasenpoth wurde mir natürlich sehr schwer. Mein schmuckes Haus mit dem großen Garten, mitten in der Stadt und doch nur wenige hundert Schritte von den mit Laubwald bewachsenen Hügeln gelegen, ließen sich nicht mitnehmen; auch die guten, lieben Menschen blieben hier. Selbst die vielen Andenken und Ehrenbezeugungen, die ich von Stadt und Land erhielt, so sehr sie mein Herz mit Dank erfüllten, sagten mir doch auch: Was vergangen, kehrt nicht wieder. —

Nur eines habe ich bei diesem Reichtum in Hasenpoth schmerzlich vermißt, daß es dort nicht mehr eine höhere Knabenschule gab. Ich mußte zu deren Besuch die Knaben aus dem Hause geben.

Zum Nachfolger als Stadthaupt in Hasenpoth wurde gewählt mein lieber Freund Rechtsanwalt Wilhelm Groth, ein rechter deutscher Mann.

g) Stadthaupt der See- und Handelsstadt Libau,
die Beziehungen dieser aufblühenden Stadt zu
den Ostseeprovinzen und der Reichsregierung in
Petersburg.

Wie kamen die Stadtverordneten Libaus dazu, mich zu ihrem Stadthaupt zu wählen? Daß wir in dem kleinen Hasenpoth ein wohlgeordnetes Gemeinwesen hatten aufrichten können, sprach natürlich auch dabei mit. Die Lage Libaus war zu damaliger Zeit eine recht schlimme. Die Kommerzbank hatte Bankerott gemacht, zur Stadtparkasse und Stadtbank fehlte das Vertrauen, das Ansehen der Stadtverwaltung war gesunken, sie selbst in Parteien gespalten, und dazu kamen nach dem Bau der Libau—Romnyer Bahn die Folgen der Überspekulation in den Grundpreisen und Häuserbauten. Es fehlte ihr an Mut und an einem Führer, diesen schwierigen Verhältnissen klar gegenüberzutreten und sie in gemeinsamer, uneigennütziger Arbeit zu überwinden. Dies mußte meine Arbeit sein. Der Vorsitzende der Budgetkommission sagte mir, sie hätten die gewöhnlichen Einnahmen für das laufende Jahr mit 260000 Rubel veranschlagt; er glaube nicht, daß man denselben Betrag weiter werde veranschlagen dürfen. Von einem Manne, der zum Amte des Stadthauptes von einigen Bürgern in Aussicht genommen war, eine Wahl aber abgelehnt hatte, erhielt ich auf meine Frage, warum er dies getan, die Antwort: Hier kann Ihnen niemand helfen. Es kam also vor allem darauf an, die Bürgerschaft zur Mitarbeit zu bringen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Mit dem guten Mute, diese Verhältnisse zu überwinden, nahm ich das Amt an.

Zunächst mußte auch äußere Ordnung eingeführt werden. In den ersten Tagen traten viele Personen, die mit dem Stadthaupt sprechen wollten, unangemeldet ein. Ich ord-

nete an, daß niemand unangemeldet eintreten dürfe, und empfing täglich jeden von 9—1 Uhr. — Dann trat ich an die besonders brennenden Fragen heran. Bei gründlicher Revision der Stadtparkasse erwies sich, daß durch einzelne, etwas zu hohe Beleihung der fünfte Teil des sicheren Reservekapitals gefährdet sei, mehr nicht. Natürlich war mit der Klarstellung und Abstellung der Unregelmäßigkeiten die ganze Sache erledigt.

Kennzeichnend für die gegenwärtigen und noch zu gewärtigenden Zustände war dabei folgender Vorfall: Als das angegebene Ergebnis von elf Gliedern der zwölfgliedrigen Kommission angenommen war, erklärte das zwölfte Mitglied — es war die als Vorsitzender der Budgetkommission schon erwähnte Person — sehr erregt, daß er seine städtischen Ämter niederlege. Ich erklärte, daß ich heute diese Erklärung nicht annehmen könne. Andern Morgens ging ich zu ihm und stellte ihm vor, welchen ungünstigen Eindruck diese Erklärung in diesem Zusammenhange mache, und wie sie ihn in den Schmollwinkel stellen müsse, von dem man doch die Sache nie richtig ansehe. Er dankte mir, nahm seine Erklärung zurück und war immer in der Opposition gegen die Stadtverordneten zu finden.

Die Stadtbank mußte wegen ganz unzweckmäßiger Leitung geschlossen werden; bei der sofort vorgenommenen Liquidierung ergab sich noch ein freier Rest; sie wurde dann in die Börsenbank umgewandelt. — Der dritte brennende Punkt war der Ausbau und die Errichtung eines neuen, allen wissenschaftlichen Forderungen entsprechenden Krankenhauses. Hier war der Streit am heftigsten. Die meisten Doktoren waren gegen den Stadtarzt O. Johannsen und schlugen vor, das in Rohbau fertige Haupthaus zu einer Kaserne zu verwenden. So blind macht die Parteiwut. Es gelang mir, die Vollendung des Baues in der Stadtver-

ordnetenversammlung durchzusetzen. Natürlich ließ ich mir angelegen sein, das Weichbild Libaus in seinen Teilen und als Ganzes zusammengefaßt sowie die Möglichkeiten der Entwicklung Libaus als Stadt und als Handelsplatz kennenzulernen. Sehr nützlich war mir dabei der damalige Stadt-ingenieur Hennig Martens, ein Mann von sehr viel Ideen, von denen einige wirklich gut waren. Den südlichen Teil des Stadtlandes bildeten noch Sanddünen, in denen noch ein paar hundert Familien sich unrechtmäßig eingenistet hatten. Ich störte sie nicht, machte aber Paktverträge mit ihnen, die ihnen Rechte und Pflichten gaben, durch welche ich sie späterhin, sobald das Land zu allgemeiner Verwendung erforderlich war, gegen Entschädigung entfernen konnte. Im nördlichen Teile, wo sich gegenwärtig die größten Fabriken Libaus befinden, waren noch Reste früherer Gesinde des Stadtgutes zu entfernen. Die Stadt selbst machte den Eindruck eines Besitzers, der sich ein wohnliches Heim hatte herstellen wollen, aber in den Anfängen steckengeblieben war.

Es konnte ferner keinem Zweifel unterliegen, daß die Handelsverhältnisse nur im Einvernehmen mit Riga zu fördern, die Mittel aber zum Ausbau des natürlichen Hafens nur mit der Kapitalhilfe der russischen Regierung zu erreichen waren.

Die Libauer hatten nach dem Bau der Libau-Romnyer Bahn im Hinblicke auf ihren guten Hafen den Größenwahn, als ob sie Riga im Handel mit Rußland überflügeln könnten, und benahmen sich danach. Das bewirkte natürlich dort auch keine freundliche Stimmung für Libau. Da ich diesen Zustand für sehr schädlich hielt, so suchte ich darin bei wiederholten Anlässen Wandel zu schaffen. Und das gelang mir sehr bald, waren doch die meisten Männer in Amt und Würden in Riga Kommilitonen aus Dorpat, mit denen eine

Verständigung leicht zu finden war. Bei verschiedenen Anlässen hat sich in der Folge mehrmals ergeben, wie nützlich uns diese guten Beziehungen waren. — Die Beziehungen zur Regierung, zu Petersburg, mußten auf eine ganz andere Basis gestellt werden; da galt es kein Versteckspielen mehr; nur Offenheit und der Nachweis, daß das Gewollte dem Ganzen nütze, konnten helfen.

Während ich noch mit der Regulierung der Straßen, der Anlage zweier Kirchhöfe und einem allgemeinen Bauplane beschäftigt war, trat 1899 die Justizreform in Erscheinung. Es galt, für Libau als Handelsstadt von Bedeutung die Bestimmung eines höheren Gerichtes wenigstens in Handelssachen zu erreichen. Die Vertretung dieser Sache wurde mir übertragen, und in der breitspurigen Art der Russen bewilligte die Regierung ein Bezirksgericht in Libau wie in Riga, Mitau und Reval. Dies war meine erste Bekanntschaft mit Petersburg. Mit der Reform war auch die Russifizierung der gesamten Verwaltung, der Schulen und der Universität verbunden. Viele Hunderte von Familien verloren ihre Stellung, ebenso viele russische Beamte wanderten ein; die russische Schule und russische Universität konnten natürlich keine deutsche Bildung, aber auch keine andere ausreichende Bildung gewähren; wer seinen Kindern unbedingt das köstliche Gut deutscher Bildung erhalten wollte, wanderte aus oder gab seine Kinder zur Erziehung nach Deutschland. Es war eine trostlose Zeit.

Der Justizminister Manassein, begleitet von einem ansehnlichen Stabe, führte selbst die neuen Beamten in möglichst feierlicher Form in ihre Ämter ein. Dabei war es in Reval beim Diner, das die Ritterschaft gab, zu einem unliebsamen Zwischenfall gekommen. Der kurländische Gouverneur Sypägin fragte mich: „Wie werden Sie den Minister empfangen?“ Ich sagte: „Wie den Abgesandten

meines Herrn und Kaisers.“ Der Inhalt meiner Rede war ein Dank, daß bei der Reform uns das baltische Privatrecht geblieben sei. Manassein erwiderte in seiner Rede, dies sei allerdings durch ihn geschehen, da er darauf bestanden hätte. Das Diner, an dem gegen hundert Personen teilnahmen, verlief ungestört. Als ich mit dem Gouverneur den Minister hinausbegleitet hatte, bedankte sich der Gouverneur in russischer Weise dadurch, daß er mir um den Hals fiel und mich küßte. Ich hatte mehrmals erwogen, ob ich nicht besser den Abschied als Stadthaupt nehmen sollte, um dieser Feier zu entgehen, und war zu dem Schlusse gekommen, daß dies nichts nützen, wohl aber noch schädlich sein könne. Zu Hause angelangt, warf ich mich auf mein Bett und mußte bitteren Tränen ihren Lauf lassen.

Nach einigen Monaten erschien der Prokureur Massojedow bei mir und erklärte, da er kein entsprechendes Haus zur Unterbringung des Bezirksgerichtes finden könne, müsse bis zur Fertigstellung des Baues mit der Eröffnung des Bezirksgerichtes gewartet werden. Ein solcher Aufschub von mehreren Jahren konnte leicht dahin führen, daß von seiner Errichtung überhaupt abgesehen werde. Als er mehrere vorgeschlagene Häuser aus nichtigen Gründen zurückwies, sagte ich ihm, wir würden das Rathaus bis zur Fertigstellung des Baues dazu für zwei Jahre abtreten; da nahm er dies sofort an. Die Versammlung der Stadtverordneten stimmte dem zu und wies auch noch einen entsprechenden Bauplatz an.

Unterdessen waren schon weitreichende Arbeiten für die Wohlfahrt der Stadt in Angriff genommen worden. Durch die Kanalisation der Stadt wurde das berüchtigte Rinnsteinfieber gebannt. Da es noch keine Wasserleitung gab, wurden artesische Brunnen zu öffentlicher Nutzung angelegt. Die Kurhausanlagen und die dort begonnenenen Parkanlagen

wurden erweitert. Dabei gab es eine Menge Arbeit durch Erlaß einer Bauordnung und unzähliger obligatorischer Verordnungen und Herstellung eines Grundplanes. Eines Vorfalles bei der Regulierung der Ulichstraße möchte ich noch, als kennzeichnend für die hiesigen Verhältnisse, erwähnen. Das Ende dieser neuen hübschen Straße war zur Zeit, als dies noch Dünenland war, von einer Reeperbahn eingenommen worden, so daß die zu beiden Seiten der Bahn weitergeführte Straße dicht an den Häusern hinlief. Die Versammlung der Stadtverordneten beschloß, die Reeperbahn zu entfernen, an ihrer Stelle die Ulichstraße zu Ende zu führen und aus den beiden Straßen mit Alleen bestandene Trottoire herzustellen, wobei die anliegenden Häuser einen Vorgarten erhielten. Dagegen war ein Stadtverordneter, der nicht ohne Einfluß war. Er reichte in Namen eines Klienten, dessen Besitz an dieser Straße lag, eine Beschwerde darüber bei der Regierung ein, daß der Weg verlegt werde. Der Gouverneur fragte mich nach dieser Sache, als er in Libau war. „Wollen wir hinfahren?“ meinte ich. Dort sah er sich die Lage an und lachte über diese Torheit.

Um die Pflasterung der Stadt und des Hafens einmal auf eine feste Grundlage zu stellen, machte ich den Stadtverordneten den Vorschlag, die Pflasterungen mit schwedischen Steinen ausführen zu lassen und dazu eine Anleihe von 240 000 Rubel aufzunehmen. Dies wurde bewilligt. Die im Jahre 1891 gelegten Steine stehen noch heute, nach zweiunddreißig Jahren, größtenteils so, als ob sie eben gelegt wären. Die Kosten betragen allerdings 18 Rubel für den Quadratfaden, während die frühere Pflasterung nur $\frac{1}{4}$ Rubel für den Faden verlangten. Aber diese mußten alle vier Jahre umgepflastert werden und boten niemals dieselbe Leichtigkeit der Fahrt. Bei dem früheren schlechten Pflaster am Hafen zogen vier Pferde nicht fort, was nun beim schwe-

dischen Pflaster mit zwei Pferden fortbewegt werden konnte.

In diesem Jahre geschah die große politische Handlung Rußlands: das Ausfuhrverbot von Getreide. Am Tage des Eintrittes des Verbotes lagerten viele Millionen Pud in den Häfen Libau, Windau, Riga, Baltischport und Reval zur Ausfuhr bereit. Im folgenden Frühjahr, als es warm wurde, lag die Gefahr nahe, daß es verderben würde. Da machten sich die Vertreter dieser Städte und ihrer Börsenkomitees, eine stattliche Gesellschaft, nach Petersburg auf, um die Freigabe dieses in den Handelsstädten bereitliegenden Getreides zu erwirken. Wir gingen zuerst zum Finanzminister Wischnegradsky. Das Stadthaupt von Riga, L. Kerkovius, machte den Sprecher. Er antwortete, daß er uns dies nicht bewilligen könne; wir möchten zum Kriegsminister gehen, der würde uns namentlich den Hafer abkaufen. Ich stand ganz hinten und sagte für mich: „Er wird nicht kaufen.“ Der Deputierte des estländischen Börsenkomitees vor mir wiederholte die Worte. Da meinte der Minister: „Das ist frech, zu sagen, ‚Er wird nicht kaufen‘, während ich sage, ‚Er wird kaufen‘.“ Der Kriegsminister empfing uns, als ob wir eine Gnade erbitten wollten. Als Kerkovius dies zurechtstellte, wurde er ärgerlich, ging hinaus und schickte uns den Intendanturgeneral. Mit diesem kamen wir auch nicht weiter, da er ein vorteilhaftes Geschäft durch Ankauf unter dem Einkaufspreis zu machen gedachte. Er kaufte also nicht. Nun gingen wir noch zum Innenminister Durnowo. Auf den Hinweis, daß so viele Millionen Pud Getreide verlorengehen würden, hatte er nichts weiter zu sagen als: „Warum haben Sie so viel gekauft?“ Damit endete der Versuch, und wir fuhren nach Hause.

Nach ein paar Wochen war die Gefahr, daß alles Getreide zunichte gehen würde, auf das höchste gestiegen. Ich ent-

schloß mich daher, nach Riga und, wenn möglich, mit Kerkovius nochmals nach Petersburg zu fahren. Kerkovius lehnte dies ab; nach den gemachten Erfahrungen verspreche er sich davon nichts. Übrigens würde ich, falls ich was ausrichten könnte, dies ebenso für Riga tun. — Unterdessen war es bereits klar geworden, daß das Ausfuhrverbot, mit dem die Abhängigkeit Europas von dem russischen Getreide dargetan werden sollte, ein Schlag ins Wasser war. Dazu kam eine Mißernte und Hungersnot in den Wolgagouvernements. Der Kaiser war den Sommer über in der Krim. Ich ging nun zum Finanzminister Wischnegradsky und trug ihm vor: Viele Millionen Pud Getreide gingen in den Hafenstädten verloren, während im Innern des Reiches Hungersnot herrsche; es geschehe nichts. Bei uns in den Ostseeprovinzen hätte man sofort dort und hier Kommissionen gebildet, die den Überfluß mit dem Mangel ausgleichen würden; eine solche Kommission müßte für das ganze Reich eingesetzt werden und eine Spitze erhalten, die über allen Ministerien stehe, da diese sonst sich sogleich in die Haare fallen würden. Der Kaiser ist krank, in der Krim; wäre das nicht eine schöne Aufgabe für den Großfürst-Thronfolger, das Reich vor großem Schaden zu bewahren und für das hungernde Volk zu sorgen. Er hatte mich ruhig in meinem nicht ganz geläufigen Russisch ausreden lassen; dann sagte er in deutscher Sprache: „Wie denken Sie sich das?“

Einen gleichen Verlauf nahm eine Audienz bei dem Gehilfen des Innenministers Plehwe, mit dem einzigen Unterschiede, daß er auf meinen Vortrag in russischer Sprache sagte: „Ist Ihnen nicht bequemer, Deutsch zu sprechen?“ In acht Tagen war die Kommission ernannt, der Thronfolger zu ihrem Präsidenten bestimmt und das Ausfuhrverbot aufgehoben. Als ich dies nach Riga telegraphierte, war auch dort die Freude groß.

Erwähnenswert für dies Jahr wäre noch die Rückkehr der Stadtverwaltung in das umgebaute Rathaus und die Bestätigung eines Pensionsstatutes für die Beamten. Das folgende Jahr 1893 war erfüllt vom Bau des Kriegshafens und dem Besuche des Kaisers. Wieder war es eine politische Maßregel, die den Bau des Kriegshafens hervorrief. Er brachte der Stadt Libau nicht nur bedeutenden Verdienst, sondern auch dauernden Gewinn durch die großartigen Anlagen des Handelshafens.

Zur Einweihung des Kriegshafens kam Kaiser Alexander III. selbst nach Libau. Das war natürlich ein Ereignis für das ganze Land. Der Gouverneur Swerbejew und auch der Landesbevollmächtigte Baron Heyking kamen nach Libau, um die Vorbereitungen zum Empfange zu treffen. Dabei blieb nicht aus, daß kleine Dinge mit großer Wichtigkeit behandelt wurden. Als ich auf der Fahrt nach Petersburg mit den beiden Herren auf dem Bahnhof in Libau zusammentraf, ersuchte mich der Gouverneur, den Landesbevollmächtigten zu überreden, daß er nach russischer Sitte dem Kaiser als Willkomm Salz und Brot verabreiche; er wolle es nicht tun, da es bei uns nicht Sitte sei. Diese Anschauung hatte sich dadurch festgesetzt, daß der einstige sehr angesehene Landesbevollmächtigte, Baron Hahn Postenden zur Krönung Kaiser Alexanders II. in Moskau vergessen hatte, sich eine Schüssel zu besorgen, auf der dies verabreicht wurde. Er sagte den Adelsmarschällen, die ihn danach fragten, dies sei bei uns nicht Sitte. Als der Kaiser an ihn herantrat, redete er ihn freundlichst an und wandte sich dann zu den anderen Adelsmarschällen mit den Worten: „Ich stelle euch diesen Adelsmarschall zum Muster vor; so sollt ihr sein.“ Die Zeiten waren andere geworden; schon 1862 hatte derselbe Kaiser zu den Vertretern der Lande im Ritterhause zu Riga gesagt, sie müßten sich dem

Reiche anpassen. Es kam gerade darauf an, in solchen Äußerlichkeiten keinen Anstoß zu geben. Der Landesbevollmächtigte gab unserem Zureden nach und bat mich, da ich eben nach Petersburg fahre, für ihn eine solche Schüssel zu besorgen. Auf dem Diner, zu dem der Kaiser die Repräsentanten von Stadt und Land auf sein Schiff geladen hatte, erhob er sich und sprach die wenigen Worte: „Ich beglückwünsche die kurländische Ritterschaft, die mir Salz und Brot dargereicht hat.“ Diese Schüssel war die einzige, die im Speisesaal des Schiffes an der Wand aufbewahrt wurde. — Beim Empfange im Kriegshafen richtete der Kaiser an einige der in Reihe Aufgestellten kurze Fragen. Mich fragte er, womit ich handle. Als ich antwortete, ich sei Rechtskundiger, war ihm dies unerwartet, und er ging weiter.

Zu dem Empfange der Stadtvertretung in einem dazu hergerichteten Pavillon im Hafen erschien der Kaiser mit Gemahlin und Tochter; auf eine Begrüßung meinerseits antwortete er mit einigen freundlichen Worten des Dankes. Einen gleichen, aber durch die große Zahl der Teilnehmer belebteren Vorgang nahm der Empfang der kurländischen Ritterschaft in dem dazu von der Stadt errichteten Pavillon auf dem Platze vor dem Zollamte. Die Ritterschaft wollte sich dort den Pavillon selbst bauen; ich lehnte dies als Gastgeber ab, worauf sie den Betrag der Kosten zu der gerade im Gange befindlichen Sammlung zum Bau einer neuen christlichen Kirche in Libau zusteuerte. Der Kaiser besuchte auch die Anstalten, die ihn an seine Eltern erinnerten, das Mädchenasyl, das zur Erinnerung an seine Mutter begründet war, und das Haus, in dem er mit den Eltern im Sommer 1862 zum Bade gewohnt hatte. Im Asyle zeigte er sich freundlich den Kindern gegenüber und ließ sich von mir über die Anstalt berichten, während die Kaiserin

mit meiner Frau die Räume besah und nach der Einrichtung fragte. Der Kaiser sprach bei dieser Gelegenheit deutsch, die Kaiserin französisch. Der Eindruck, den ich von ihm erhielt, war ein doppelter: wenn der große, starke Mann mit einem sprach, machte er den Eindruck von Wohlwollen; sah man ihn von der Seite, dann verriet sein Profil wenig Geist. Die Kaiserin hatte nichts Sympathisches.

Ebenso geistlos verliefen zwei weitere Festlichkeiten, zu denen die Vertreter von Stadt und Land vom Nachfolger auf den Thron, Nikolaus II., nach Petersburg geladen wurden. Zur Gratulationscour 1895 stellten wir uns zunächst dem Minister des Innern, Durnowo, vor. Zufällig war ich einer der ersten, der hineingebeten wurde. Er fragte mich, was ich mitbrächte. Ich antwortete, daß ich darauf gar nicht vorbereitet wäre und nicht wüßte, in welcher Weise dies geschehen könne. Da schlug er mir vor: es würde gewiß sehr gefallen, wenn zum Beispiel Libau eine Elementarschule in Sibirien begründen wollte. Als ich einwandte, ich besäße dazu nicht die Befugnis, meinte er, daß die Stadtverordneten ein von mir bei solcher Gelegenheit gegebenes Angebot gewiß erfüllen würden. Ich blieb jedoch dabei, daß ich meine Kompetenz nicht überschreiten könne. Nun fragte er mich, ob ich nicht die hübsche russische Sitte mitmachen und Salz und Brot darbringen würde. Darauf ging ich ein. — Kaum hatte ich den übrigen Vertretern mein Gespräch mitgeteilt, als sich mit ihnen derselbe Vorgang abspielte. Bei dieser Gelegenheit wurde von den Vertretern der drei baltischen Ritterschaften wieder die Salz-und-Brot-Frage aufgerollt. Namentlich wollten sie das Stadthaupt von Riga für ihre Anschauung gewinnen. Kerkovius erklärte aber, sich nicht von den übrigen Vertretern der Städte trennen zu wollen. Der Empfang im Winterpalais vollzog sich im Vorbeiziehen vor dem erhöht

stehenden Kaiserpaare, wobei die stille Schönheit der Kaiserin bewundert wurde, im ganzen, wie gewöhnlich, nichtssagend. Auf seinen häufigen Reisen als Thronfolger nach Kopenhagen über Libau hatte ich mich ihm jedesmal vorgestellt; auch alle diese Vorstellungen verliefen ganz formell. Etwas anderes war es mit der zweiten Gratulationscour nach der Krönung. Der Kaiser hielt von einem erhöhten Standpunkte, umgeben von mehreren Ministern, eine Anrede an die versammelten Adelsmarschälle und Vertreter der Städte. In dieser ging er auf eine Vorstellung der Landesvertretung des Gouvernements Twer ein, in der sie für eine größere Selbstverwaltung der Gouvernements eintrat. Neben dem Kaiser stand Durnowo; der Kaiser hatte seine Uniformmütze in der Hand, in der wohl die Rede lag, da er mehrmals in sie hineinsah. Er sprach in gewöhnlichem Tone; nur einmal erhob er die Stimme, so daß er im ganzen Saal zu hören war, als er die gemachten Vorschläge „unsinnige Träumereien“ nannte. Wir waren nach dem Alphabet unseres Wohnortes aufgestellt. Ich stand ungefähr in der Mitte der Reihe, daher konnte ich der Rede nicht gut folgen; sie verlief, soviel ich vernahm, auf eine Abweisung jeder Abänderung der Regierungsform hinaus. Veröffentlicht wurde sie, soviel ich weiß, nicht.

So wenig erfrischend diese Staatsaktionen verliefen, desto anregender und freundlicher war der Verkehr der baltischen Vertreter untereinander. Mit vielem Vergnügen erinnere ich mich der geselligen Zusammenkünfte der städtischen Vertreter, bei denen auch noch der Humor zu Worte kam. Die Vertreter der Börsenkomitees von Reval, Rigá, Libau, Baron Girard, Kerkovius, Dackau, zeichneten sich besonders darin aus.

Zweier Ereignisse aus dieser Zeit will ich noch erwähnen: des Baues der lettischen Kirche und meiner Silberhochzeit.

Die alte hölzerne Kirche war vollständig baufällig. Die deutsche Kirchenverwaltung hatte ihr wohl einen massiven stattlichen Turm vorgesetzt; weiter war sie nicht gekommen. Ich nahm die Sache in die Hand und brachte von deutscher Seite neunzigtausend Rubel zusammen. Eine Sammlung dazu in der lettischen Gemeinde von 30 000 Seelen hatte nur dreitausend Rubel ergeben. Der Stadtarchitekt Bertschy baute sie und schuf in ihr ein besonders schönes Bauwerk mit drei Schiffen in rein gotischem Stile.

Meine Silberhochzeit gestaltete sich durch die Teilnahme aller Körperschaften und Kreise der Stadt, neben den Verwandten und Freunden aus Hasenpoth und Goldingen, zu einem großen Festtage voll freundlicher Erinnerungen. Unter den vielen wertvollen Darbringungen war eine der sinnigsten ein schöner Reisekoffer mit eintausendfünfhundert Rubeln in Gold zu einer Erholungsreise in das Ausland. So fuhr ich denn nach einigen Tagen mit Frau und zwei Töchtern eines Morgens über Land durch die herrlichen kurischen Wälder nach Memel, über das Kurische Haff nach Schwarzort, mit der Diligence nach Königsberg und von dort durch den Schwarzwald an den Rhein und weiter über Interlaken nach Brunnen am Vierwaldstätter See, wo wir bis zur Rückkehr blieben. Nach diesem Gesundbrunnen der Schönheit trat mir die Armseligkeit der hiesigen Verhältnisse wieder besonders schmerzlich vor die Seele. Dabei erinnere ich mich des Leichenbegängnisses eines älteren angesehenen Bürgers; während ich dem Zuge folgte, kam mir der Gedanke: Wärest du auch schon so weit. Auch ein anderer Gedanke stellte sich nachher manchmal ein: Es ist nicht gut, Feste in dieser Art zu feiern. Das Gefühl des Mitkämpfers, dem Führer seine Achtung zu bezeugen, ist gewiß ein natürliches. Er tut es am besten durch seine Nachfolge. Gibt er seinem Gefühl einen außerordentlichen Ausdruck,

so ändert dies nicht selten seine frühere Stellung; er glaubt, mit dieser Handlung seine Schuldigkeit an der Mithilfe getan zu haben. Damit tritt er zur Seite, übt eine abfällige Kritik und gibt auch anderen menschlichen Regungen nach. Der Gefeierte aber wird, selbst wenn er sich in seinen Zielen nicht irremachen läßt, in seinem Wirken gehemmt. Auch diese Erfahrung ist mir nicht erspart geblieben.

Weiter will ich ganz kurz erwähnen, was uns in den folgenden Jahren bis zum Jahre 1902 am Ausbau der Stadt beschäftigt hat, und bloß einige größere Unternehmungen, die ein Licht auf die Verhältnisse in Petersburg werfen, hervorheben.

In wirtschaftlicher Beziehung waren es die Aufhebung der allgemeinen Weide und die Verpachtung des weiten, bisher dazu in Anspruch genommenen, fruchtbaren Landes; hierbei zeigte sich wieder einmal, wie durch die Arbeit des einzelnen die größten Vorteile für die Gesamtheit gewonnen werden können.

Die Bauten von Kasernen zur Bequartierung des Militärs, der Neubau von Anstalten für das Seebad, das Betreiben der Auszahlung von den für die Enteignung zum Bau des Kriegshafens zugebilligten Summen, die Erweiterung der Zollanlagen um das Mehrfache.

Dazu kam die Ordnung des Schulwesens, die Beihilfe zum Erwerb und zur Herrichtung eines dem Betriebe entsprechenden Post- und Telegraphengebäudes seitens des Börsenkomitees, die Regulierung der Hauptstraße Libaus an seiner schmalsten Stelle gelegentlich eines großen Brandes.

Die größeren Unternehmungen, die ein Licht auf die Verhältnisse zu Petersburg werfen, sind folgende.

Die Einwohnerzahl der Stadt, die im Jahre 1887 35 000 Seelen betrug, war in etwa zehn Jahren auf 96 000 gestiegen. Das Weichbild der Stadt hatte sich, namentlich

durch die Bebauung mit einzelnen kleinen Häusern, weit ausgedehnt. Es mußte also für eine bequeme und billige Verbindung des Außenringes mit dem Mittelpunkt gesorgt werden. Ich trat daher mit der berühmten deutschen Elektrizitätsgesellschaft in Verbindung zur Errichtung einer elektrischen Straßenbahn und schloß mit ihr mit Genehmigung der Stadtverwaltung einen Vertrag ab. Als ich zu dem Innenminister Goremykin mit der Bitte um Genehmigung der Errichtung dieser Straßenbahn kam, sagte er ganz kurz, solche Errichtung von Straßenbahnen durch auswärtige Gesellschaften könne er nicht gewähren. Wir sollten uns die Stadt Manchester zum Vorbilde nehmen, die alle solche Einrichtungen aus eigenen Mitteln herstelle und sich den Gewinn aus diesen Anstalten für die Stadt sichere. Ich erwiderte, daß die Stadt dazu kein Geld habe und auch von keiner anderen Seite erhalten könne; darum hätte die Stadtverwaltung das Gewünschte auf anderem Wege zu erreichen gesucht. Wir wollen nicht, wie dies allgemein geschieht, einer Gesellschaft die Konzession zur Errichtung der Anstalt bloß unter der Bedingung geben, daß nach Ablauf von vielen Jahren die Anlagen der Stadt kostenlos zu fallen. Wir verkaufen der Gesellschaft nur das alleinige Recht zur Anlage und zum Betriebe der Bahn nach den mit der Stadtverwaltung vereinbarten Bedingungen. Für den Erwerb dieses Rechtes zahlt die Gesellschaft der Stadt, beginnend mit der Eröffnung des Betriebes, gewisse stetig wachsende Prozente von ihren Bruttoeinnahmen, und sie verpflichtet sich, die Anlagen nach einer mäßig bemessenen Zeit kostenlos und in gutem Zustande der Stadt zu übergeben.

Der Minister hatte mich teilnehmend angehört und sagte: „Ja, wenn Sie den Vertrag in dieser Weise abschließen, so habe ich nichts dagegen.“ In zwanzig Minuten war diese Sache erledigt.

In einem sehr abwechselnden Lichte erscheinen die damaligen Verhältnisse in Petersburg durch den Erlaß eines echt bürokratischen, unmöglichen Esplanadenreglements für die Stadt und Festung Libau. Auf der Straße erzählte mir der Polizeimeister Konkewitsch, ein braver Mann und guter Patriot, daß ein solches Reglement zur Begutachtung durch eine Kommission hier am Orte angekommen sei.

Er habe als Mitglied der Kommission davon Kenntnis erhalten und müsse sagen, mit diesem Reglement müsse die Stadt Libau zugrunde gehen. Er könne mir nur ganz geheim, wenn ich zu ihm in seine Wohnung komme, von ihm Kenntnis geben. Ich las darin unter anderem folgendes: Jeder Bau eines Hauses, jede Errichtung einer Restauration oder Schule dürfe nur mit Bewilligung des Festungskommandanten ausgeführt werden; das Stadtamt habe alle Anforderungen der Gendarmen, auch wenn sie mündlich von niederen Graden gestellt werden, zu erfüllen; von jedem Schreiben, das die Stadtverwaltung an seine vorgesetzten Behörden richtet, habe der Festungskommandant eine Abschrift zu erhalten, und dergleichen mehr. Ich fuhr sofort nach Petersburg zu dem Finanzminister Witte und erzählte ihm von dem Gesagten. Er antwortete: „Fahren Sie ruhig nach Hause; ohne mein Zutun geschieht hier nichts.“

Nach einiger Zeit kam Witte nach Libau. Bei dem Empfang in der Börse nahm er den Gouverneur und mich beiseite und fragte den Gouverneur nach dem erwähnten Esplanadenreglement. Dieser wußte nichts davon, da er von der Regierung darüber nichts erhalten und ich von der geheimen Mitteilung nicht gesprochen hatte. Nach dem Diner der Stadt nahm er mich wieder beiseite und fragte mich, ob wir den Gouverneur in Libau bequartieren könnten; die Stadtverwaltung müßte durch ihn gegenüber dem Festungskommandanten gestützt werden. Ich sagte darauf, den Gouverneur

könnte Libau aufnehmen, aber auch nicht mehr. Der Minister hat auch wirklich, wie ich später erfuhr, einen dahingehenden Antrag an das Ministerium des Innern gerichtet. Der Ministergehilfe erzählte mir davon und sagte, als ich einwandte, dies sei doch nicht möglich, da die Verlegung des Sitzes der Regierung von Mitau nach Libau eine Störung sämtlicher Regierungsorgane bedeuten würde: Was ist bei uns nicht möglich? — Es kam anders. Bald darauf traf der Kriegsminister Kuropatkin mit einem großen Stabe in Libau ein. Beim Festungskommandanten Generalleutnant Lasarew wurde mir und dem Vorsitzenden des Börsenvereins, H. Smit, eröffnet, daß der Kriegsminister eine Sitzung im Saale des Bahnhofes abhalten werde und wir dazu erscheinen sollten. Nach einer einleitenden, gefälligen Rede über Libau wandte er sich an den Vorsitzenden des Börsenvereins mit den Worten: „In Petersburg geht die Rede um, daß die Militärverwaltung die Handelsstadt Libau auf das empfindlichste schädige. Was tun wir Ihnen?“ Der Angeredete, der von dem drohenden Esplanadenreglement nichts wußte, antwortete: „Ich weiß von nichts.“ Da meldete ich mich, da ich wahrscheinlich der Schuldige wäre, und erzählte nun von dem Esplanadenreglement, wobei ich auch der Forderung erwähnte, daß von den Schriften der Stadtverwaltung an ihre vorgesetzten Behörden dem Stadtkommandanten Abschriften gegeben werden müßten.

Kuropatkin hatte mich ruhig angehört und wandte sich dann, ohne die Miene zu verziehen, an den neben ihm sitzenden Festungskommandanten mit den Worten: „Warum haben Sie nicht verlangt, daß, wenn ein Ehemann seiner Frau einen Brief schreibt, Ihnen eine Abschrift davon zugestellt werden müßte.“ Und der andere Nachbar des Festungskommandanten, der General Trotzki, fragte ihn verwundert: „Woher haben Sie das genommen?“

Die übrigen Offiziere schienen ungehalten zu sein, daß ihr Kamerad gegenüber den Zivilisten nicht gut abgeschnitten hatte. Die Folge war, daß an Stelle der bestehenden Kommission für Herstellung eines Esplanadenreglements eine andere und als Mitglied dieser das Stadthaupt von Libau ernannt wurde. —

Weiter muß ich noch der Begebenheiten bei dem Bau der Windau—Moskauer Bahn Erwähnung thun, bei dem die Rivalität zwischen Riga und Libau zutage trat. Ich hatte in Riga von dem von Minister Witte protegierten Bahnprojekte Windau—Moskau gehört, das von Windau über Riga, entlang der Riga—Dünaburger Bahn, nach Moskau führen sollte. Diese direkte Verbindung Moskaus mit der alten großen Handelsstadt Riga mußte alle Warensendungen nach den Osthäfen und weiter nach Riga führen und Windau zu dessen Vorhafen machen. Zum Vorteile Libaus und Kurlands versuchte ich es, die Richtung dieser Bahn anders zu gestalten. Die Bahn sollte zum weiteren Aufschlusse Kurlands von Dünaburg über Mitau nach Windau geführt und damit das Verladen der Waren unmittelbar von Moskau nach Riga, wo sie ihren Endpunkt erreicht hätten, vermieden werden. Es gelang mir dies mit Hilfe des Mitauschen Stadthauptes Th. Engelmann und des kurländischen Gouverneurs Swerbejew sowie des Ingenieurobersten Struhwe in Petersburg durchzusetzen.

Endlich kostete mir die Erbauung und Verwaltung der Libau-Hasenpoth Zufuhrbahn unentwegt Arbeit vieler Jahre. Libau war mit dem übrigen Kurland nur durch einen im Frühling und Herbst kaum fahrbaren Landweg verbunden. Da war es doch ein unbedingt richtiges Vorhaben, das fruchtbare Kurland seinem besten Hafen durch Eisenbahnen aufzuschließen. Zunächst gedachte ich die Bahn bis Hasenpoth zu bauen, um dann den Weiterbau einerseits über

Frauenburg nach Mitau und andererseits über Goldingen nach Tuckum zu bewerkstelligen. Die Libauer hatten kein Verständnis dafür. Ihnen schwebte nur als Traumbild eine direkte Verbindung mit Moskau oder Wladiwostok vor; dennoch bewilligten sie auf meinen Vorschlag einhunderttausend Rubel zum Ankauf von Aktien dieser Bahn. Nun ging es an das Erlangen der Konzession zum Bau und die Bestätigung der Grundregeln; bei dem herrschenden, jedem privaten Unternehmen abgeneigten Bureaukratismus eine schwierige Sache. Am 10. Mai 1896 in Moskau, zur Zeit der Krönung, wurde der Entwurf der Satzungen über Bildung einer Aktiengesellschaft zum Bau und dem Betriebe der Zufuhrbahn von Libau nach Hasenpoth von Seiner Majestät bestätigt. Nachdem dann nach mehreren vergeblichen Versuchen das Obligationskapital beschafft war und durch Bemühungen der Herren Baron Manteuffel-Katzdangen, Arthur von der Osten-Sacken-Paddern und Stadthaupt Adolphi die Aktien der Bahn bei mehreren beteiligten Großgrundbesitzern untergebracht waren, konnte zum Bau der Bahn geschritten werden. Sie wurde zusammen mit der elektrischen Straßenbahn im Jahre 1899 eröffnet. Noch im letzten Moment wurde mir eine Schwierigkeit gemacht, die eine Statutenänderung verlangte. Durch die übergroße Liebenswürdigkeit des Ministergehilfen, wie sie bei hohen russischen Beamten nicht selten zu finden war, wurde auch diese behoben. In 14 Tagen — es war zu Weihnachten und ich blieb in Petersburg, sonst wurde man leicht vergessen — erhielt ich die Änderung unseres Statutes mit der kaiserlichen Unterschrift. Ich werde in der Schilderung meines weiteren Lebensabschnittes noch einmal auf meine Verhältnisse zu dieser Bahn zurückkommen müssen.

Zum Schluß mag hier noch die Feier der hundertjährigen Zusammengehörigkeit Kurlands mit Rußland in Mitau im

Jahre 1896 Platz finden. Der Gouverneur fragte, ob nicht Stadt und Land der damaligen Kaiserin Katharina II. ein Denkmal errichten wollten. Davon wollte man unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen Abstand nehmen. Ich schlug der Versammlung vor, etwas zu errichten, wodurch den Bewohnern des Landes eine Wohltat erwiesen werde. Dies sei zum Beispiel gegenwärtig die Errichtung eines Krankenhauses für Geisteskranke. Wenn alle Körperschaften nur eine mäßige Summe dazu hergäben, käme ein großes Kapital zusammen, durch welches, da eine solche Anstalt im Lande nicht existiere, die Bevölkerung von einer schweren Last befreit werde. Die Versammlung, die aus den Spitzen aller Behörden mit dem Gouverneur bestand, nahm den Vorschlag an und stellte ihn weiter nach Petersburg vor. Von Petersburg kam eine mißbilligende Antwort zurück. Unnütze Spötter, die der Sache nicht nähergetreten waren, hatten sich darüber lustig gemacht, daß die Kurländer zur Feier dieser Erinnerung ein Irrenhaus hätten begründen wollen.

Meine häufigen Fahrten nach Petersburg und die damit verbundene schwierige Arbeit wurden mir durch die Gesellschaft, die ich dort vorfand, reichlich vergütet. Ich fand dort einen großen Kreis ehemaliger Dorpater Kommilitonen in hohen und höheren Stellungen vor, die dort so einmütig lebten wie wir in der Provinz. Wenn ich sie nach den Vorgängen bei Hofe fragte, antworteten sie: „Darum bekümmern wir uns nicht.“

Neben diesen Angelegenheiten wurden auch die anderen nicht vergessen. So wurde noch im Jahre 1901 ein großes, allgemeines Badehaus eröffnet, das in seinem Bau eine Zierde der Stadt und in der Einrichtung in den baltischen Städten noch nicht zu finden war. Andere Unternehmungen, wie der Bau einer neuen Stadtbrücke und die Versorgung der Stadt

durch eine allgemeine Grundwasserleitung, waren bereits ausgearbeitet und blieben in den Archiven der Stadt ruhen. — Auch die Förderung des Armenwesens und der geselligen Vereinigung, die sich bereits früher in den besten Verhältnissen befunden hatten, wurde nicht vergessen.

Ebenso wie ich gelegentlich meiner Berufung zum Stadthaupt nach Libau fragte: Warum wählte mich die Libausche Stadtverwaltung zu diesem Posten? glaube ich gegenwärtig darauf Antwort geben zu müssen, wie es kam, daß diese Zeit so reicher, durch das einmütige Zusammenarbeiten der gesamten Bürgerschaft und ihrer Verwaltung hervorgerufener Erfolge jäh unterbrochen wurde. Die Wahlen vom Jahre 1902 ergaben eine ganz andere Zusammensetzung der Stadtverordnetenversammlung, und diese wählten ein anderes Stadthaupt.

Zunächst war es der Neid einzelner Beamten in bezug auf meine Stellung in Stadt und Land und bei der russischen Regierung. Hatte diese doch mehrmals der Stadtverordnetenversammlung ihren Dank ausgesprochen und dem Stadthaupt mehrere Orden verliehen. Ja, das führende Blatt der russischen Patrioten, die „Novoje Wremja“, hatte einmal gesagt, es gäbe nur ein Stadthaupt in Rußland, und das sei das Libausche. — Diese Neider wußten nicht, daß ich nie etwas dafür getan und sogar auf die Erteilung eines Ordens, der den russischen Erbadel verleiht, verzichtet hatte. Mir genügte die Pflichterfüllung gegenüber der Stadt.

Dann war es die Feindschaft einzelner Stadtverordneten gegen die Führer der Majorität.

Endlich lag es auch in meiner Person. — Ich hatte einst in frühen Jahren den Satz niedergeschrieben: „Das Zeichen eines charaktervollen Mannes sei es, daß er von seinen Feinden tödlich gehaßt, von seinen Freunden mehr geachtet als geliebt werde.“ Meine Wertschätzung eines Menschen ging

von dem Gesichtspunkte aus: Wieviel bedeutet er für die Gesamtheit? Es konnte also nicht ausbleiben, daß diese Wertschätzung nicht immer mit dem Gefallen des Betroffenen zusammenkam.

Nachdem sich Libau mit Teilnahme des Landes auf einem großen Festessen von mir verabschiedet hatte, auch mein Hausrat nach Hasenpoth übergeführt war, nahm ich eines Morgens früh meine Frau unter den Arm und ging zum Hasenpoth'schen Bahnhof. Von Bekannten erschienen dort mein Dorpater Kommilitone Rechtsanwalt Konopka mit seiner Frau, die meiner Frau Blumen brachte. In verhältnismäßig froher Stimmung fuhr ich ab, — es ging ja nach Hasenpoth.

h) Als Privatmann und als Rechtsanwalt.

Das frühere Hasenpoth war allerdings nicht mehr, aber es empfingen mich dort doch noch viele alte Freunde, mit denen ich im innigen Verkehre blieb. — Nach einiger Zeit beschloß ich, mir noch einen Erwerb als Rechtsanwalt zu verschaffen, da die Pension von 3700 Rubel jährlich zum Lebensunterhalte nicht genügte. Mein kleines Vermögen, das ich nach Libau mitbrachte, war durch die Erziehung von sechs Kindern und die Haushaltung als Stadthaupt, wenn diese auch nur schlicht bürgerlich blieb, bei einer Jahresgage von 6000 Rubel aufgebraucht. Ich fuhr also für die fünf Wochentage nach Libau, als dem Sitze des Bezirksgerichtes, um dort mein Amt auszuüben, während mein Wohnort und meine Familie in Hasenpoth blieben.

In diese Zeit fiel als bedeutsames Ereignis die russisch-lettische Revolution, 1905—1906, die nach dem Wunsche der lettischen Führer zu einer lettischen Republik führen sollte. Ich wies in mehreren Zeitungsartikeln auf die Unmöglichkeit der Erfüllung dieser Träumereien hin. Dabei

ereignete sich durch die im Lande umherziehenden raubenden und mordenden Banden in dieser Zeit ein für mich besonders schmerzlicher Vorfall. Mein Bruder, der, wie erwähnt, Stadthaupt in Goldingen war, besuchte dort eine revolutionäre Versammlung und hielt ihnen vor, daß ihr Beginnen den wirtschaftlichen Ruin der gesamten Bevölkerung herbeiführen würde. Seine Rede schien Eindruck gemacht zu haben. Andern Tags wurde er von einer bewaffneten Bande von sieben Mann in seinem Hause überfallen und tödlich verwundet.

Der Eintritt seines Todes machte auf mich einen starken seelischen Eindruck. Ich war mit meiner Frau, als es mit ihm zu Ende ging, nachts durch das aufgerührte Land zu ihm geeilt. Wir standen um den Sterbenden, der ruhig schlief. Als er erwachte, sah er uns mit klaren Augen verwundert an und fragte: „Bin ich tot?“ Auf unser „Nein, du lebst“ sagte er: „Jetzt will ich schlafen“; auf unser „Ja-wohl“ legte er den Kopf zur Seite, schlief ruhig ein und wachte nicht mehr auf. —

Nach Beendigung des unglücklichen japanischen Krieges traten auch einige Erleichterungen für das Dasein der Minoritäten ein. Es durften wieder deutsche Vereine und deutsche Schulen begründet werden. In allen drei Ostseeprovinzen traten deutsche Vereine zum Zusammenfassen des deutschen Lebens sowie zur Begründung deutscher Schulen zusammen. In Kurland wurden im ganzen 27 Schulen, davon auch welche zweiter und erster Ordnung, errichtet, die unter dem in Mitau seinen Sitz habenden kurländischen deutschen Verein standen. An diesem Verein nahm auch ich regen Anteil als Vorsitzender der Revisionskommission. Dieser Verein mußte sich bei Ausbruch des Weltkrieges im Jahre 1914 auflösen.

Dann erfolgte die Besetzung der drei Ostseeprovinzen Adolphi, Leben und Gedanken eines Kurländers.

durch das deutsche Militär. Die Bewohner der Lande atmeten wohl auf, aber mußten doch auch wahrnehmen, wie der Krieg den Menschen aus seinem gewohnten Gleis bringe und verwildere. Endlich trat die lettländische Republik in die Erscheinung, die noch heute mit ihrer Konstituierung beschäftigt ist. An diesen Ereignissen habe ich nur gelegentlich durch Zeitungsartikel teilgenommen. — Unentwegt neben meiner Tätigkeit als Rechtsanwalt beschäftigte mich diese ganze Zeit noch die ehrenamtlich übernommene Verwaltung der Libau-Hasenpother Zufuhrbahn. Um die Forderung dieser Bahn gegenüber der deutschen Heeresverwaltung geltend zu machen, mußte ich das ganze Jahr 1921 in Berlin verbringen. Es gelang mir zwar, die wichtigsten Einreden wenigstens teilweise zu überwinden, aber ich mußte doch bemerken, daß auch hier der Niedergang der Gesinnung durch den Krieg nicht ausgeblieben war. Infolge des Hinhaltens und der ewigen Aufregungen sowie der fortwährenden Arbeiten bei Tag und Nacht stellte sich bei mir ein Augenleiden ein, das in diesem folgenden Jahre zur Erblindung führte. —

Bald nach dem Tode meiner Frau im Jahre 1911 siedelte ich wieder nach Libau über. Von dort aus beteiligte ich mich auch an einem Ereignis in unserer Korporation Curonia. Der größte Teil der Mitglieder der Curonia, die zum kurländischen Adel gehörten, trug beim Konvente darauf an, daß zwei von diesen Mitgliedern, deren Ausschluß aus der Matrikel von der kurländischen Adelskorporation beim Senate beantragt war, ohne weiteres aus der Korporation ausgeschlossen werden sollten; der Konvent der Curonia lehnte diesen Antrag nach Prüfung der Sache ab; darauf zeigten die Antragsteller ihren Austritt aus der Korporation an. Ein unerfreuliches Ereignis also auch in diesen Kreisen. Außerdem reiste ich mehrmals nach Petersburg, um die

Konzession für den Weiterbau der Libau-Hasenpother Bahn zu erlangen. Dies erreichte ich auch; es kam aber nicht mehr zum Bau durch den Krieg und seine Folgen.

Mit einer Erfahrung, die ich schon in früheren Jahren über des Lebens Führen niedergeschrieben hatte, glaube ich am besten diese Schilderung meines Lebens zu schließen:

Was dir begegnet in des Lebens Lauf,
Nimm es von einem festen Standpunkt auf,
Dann ordnet sich, im großen wie im kleinen,
Das bunte Allerlei im allgemeinen.
Die Einheit bildet ja des Lebens Wert,
Ist sie es doch, die uns die Liebe lehrt.
Die Einheit der Natur kannst du erschauen
Im ewigen Bund der Männer und der Frauen.
Die Einigkeit von Freund, von Volk und Staat
Führt dich zu einer höhern Geistestat.
Des Geistes Einheit, kannst du sie erfassen,
Heißt dich, von deinem Gotte nie zu lassen.
Er lenkt dich, klärt dich, gibt dir sein Gebot,
Zu seines Wesens Einheit führt der Tod.

2. GEDANKEN.

a) Kurze Angaben von Abhandlungen, wie sie im Laufe der Zeit entstanden und soweit sie noch heute Anteilnahme finden könnten.

1. Frauenemanzipation. 1874.

Nach ihrer Natur sowie ihrer Aufgabe in der Menschewelt sind Mann und Frau durchaus verschieden. Die Frau gebärt den Menschen, nährt und leitet das Kind. Ohne diese Anordnung kann die Menschheit nicht bestehen. — Auch in den Gebieten, in welchen ihr immer freie Bewegung zugestanden war, wie zum Beispiel Musik und Philosophie, hat die Frau nicht etwas Unersetzliches geleistet. Sie denkt und sinnt für das Ihrige und die Ihrigen; objektiv ist sie nicht; jenes macht sie so lieb; dieses schließt sie von einer Betätigung im öffentlichen Leben aus. Ihr war vornehmlich die Hut des Hauses und der Sitte zugewiesen. Fällt dies weg, dann ist auch in diesem Falle das Bestehen der menschlichen Welt nicht weiter möglich. Von dem Manne ist in erster Reihe alle geistige und körperliche Arbeit zu leisten. Mann und Frau sind vollkommen gleichwertig, aber auch durchaus verschiedenartig. Die Gleichstellung von Mann und Frau widerspricht dem Naturgesetze.

2. Armenwesen und staatliche Fürsorge.

In der Kirchenvisitation vom Jahre 1736 in der Kreisstadt Hasenpoth geschieht dort schon eines Armenvereins Erwähnung, der die gesamte kommunale, kirchliche und

freiwillige Armenpflege in einer Hand vereinigt. In seine Kasse fließen die Armengelder der Steuergemeinde, als Ablösung ihrer gesetzlichen Haftpflicht die freiwilligen Spenden der Vereinsmitglieder und die Sammlungen für die Armen in der Kirche.

Diese Einheitlichkeit in dem Wirken des Vereins ist besonders bemerkenswert, da es bis heute, wie es scheint, nur ganz ausnahmsweise gelungen ist, auch die Sammlungen der Kirche mit den anderen Mitteln zu vereinen.

Dieser freiwilligen Liebestätigkeit tritt die staatliche Fürsorge gegenüber. Eine solche will der Armut vorbeugen, hält den einzelnen an, für den Fall der Krankheit, der Arbeitsunfähigkeit und der Altersversorgung selbst zu arbeiten und bewahrt ihn vor den rechtlichen Folgen der Inanspruchnahme einer Gemeindeunterstützung. Ein unvergängliches Denkmal dieser Fürsorge ist die Botschaft des ersten deutschen Kaisers Wilhelm. Sie beruht auf dem Recht des einzelnen auf Arbeit und der Pflicht des Kapitals, der aufgespeicherten Arbeit, diese wieder in Arbeit umzusetzen.

3. Zufuhrbahnen. 1902.

Die Kultur eines Landes, die Wohlhabenheit seiner Bewohner ist abhängig von seinen Verkehrsmitteln. Der heutige Weg ist die Eisenbahn. Der Bau von Zufuhrbahnen müßte nach eingeholter staatlicher Genehmigung in derselben Weise bewerkstelligt werden können wie alle anderen Aktienunternehmungen oder Hypothekenvereine.

4. Stadtverwaltungen.

Ein merkwürdiges Verlangen über die Zusammensetzung von Stadtverwaltungen breitet sich immer weiter aus. Sie sollen nach dem Verhältnis der politischen Parteien in der Stadt von deren Vertretern besetzt werden. Was hat, so muß man fragen, eine Stadtverwaltung, die nur das wirt-

schaftliche und geistige Wohl sämtlicher Stadteinwohner fördern soll, mit den politischen Anschauungen ihrer Glieder zu tun?

5. Minoritäten. 1907.

Politischer Gerechtigkeit nach darf sich das Fremdvolk in einem Einheitsstaate darüber nicht beklagen, daß es nach seinem Verhalten zum Staatsgedanken sowie nach der ihm innewohnenden Kraft und Fähigkeit gewertet werde. Was die Wohlfahrt des Staates verlangt, in bezug auf seine Erhaltung, sein wirtschaftliches Gedeihen, die Herrschaft von Ordnung und Recht, hat jeder Staatsbürger die gleiche Pflicht. Ein feindliches oder gar mit dem Abfall rechnendes Verhalten kann im Triebe der Selbsterhaltung zur Beschränkung, ja selbst zum Vernichtungskampfe führen. Natürlich wird eine weise Regierung stets mit aller Sorgfalt dahin zu wirken suchen, daß die fremdstämmigen Elemente für den Staatsgedanken gewonnen werden, um sie zu freiwilliger Mitarbeit heranzuziehen. — Auf der anderen Seite hat jedes Volk im Staate den unbestreitbaren Anspruch auf das Recht, daß ihm Natur verliehen, auf seine Sprache, seine Kultur, seinen Glauben, mit einem Worte auf die freie Entwicklung seiner Persönlichkeit im ganzen wie im einzelnen. Mit blutroten Schriftzügen ist die Nichtachtung dieses Rechtes der Persönlichkeit, die gewaltsame Unterdrückung jeder Eigenart, um eine willenlose, gleichförmige Volksmasse zu erzielen, in die Geschichte der Völker eingetragen.

6. Fremdstämmige und Andersgläubige. 1910.

Zu allen Zeiten und in jedem Staate ist das Verhältnis des herrschenden Volkes zu den Fremdstämmigen und Andersgläubigen für dieses Volk von der größten Bedeutung

gewesen. Wo es, die Menschenrechte mißachtend, diese ver-gewaltigt hat, da ist es mit ihm abwärts gegangen. Dies zeigen uns die Staaten der weisen Griechen, das Weltreich der stolzen Römer, die auf dem Grunde der Sklaverei erbaut waren; das ersehen wir bei dem römischen Kaiserreiche deutscher Nation, das sich auf die Schärfe seines Schwertes stützte; dies lehrt uns das Tatarenreich, das Rußland unter das Mongolenjoch beugte. Auch England hat die Erfahrung machen müssen, daß die Unterdrückung und Ausnutzung anderer Länder und Völker sich auf die Dauer nicht halten läßt. So löste sich Nordamerika von ihm, so verbindet die südafrikanischen Staaten nur noch ein loses Band mit ihm; so wird und muß es in nicht ferner Zukunft Indien verlieren.

7. Die Juden. 1912.

Die Juden sind eine auf den Eigenschaften ihrer Rasse beruhende, in sich abgeschlossene religiöse Gemeinschaft. Diese Eigenschaften sind Herrschsucht, Unduldsamkeit und Streben nach Macht und Ansehen, um alles, was entgegensteht, zu unterdrücken. Darum finden wir die Juden überall da, wo es gilt, die bestehenden, ihren Herrschaftsgelüsten entgegenstehenden Weltanschauungen und Lebenseinrichtungen zu bekämpfen. So treten sie zum Beispiel in Deutschland als Genossen und Führer der Sozialdemokraten, in Rußland der Nihilisten auf. Es ist nur der Ansturm gegen das ihrer Selbstsucht Entgegenstehende, der sie treibt; was danach kommt, wissen sie ebensowenig wie die Sozialdemokraten und Nihilisten. Sie können selbst kein Volk, keinen Staat bilden. In ihren religiösen Übungen sind sie nie gestört worden; desto strenger muß von ihnen verlangt werden, daß sie in allen Angelegenheiten, in denen es sich um das Gesamtwohl des Staates, in dem sie leben, handelt, voll und ganz mittun.

8. Das Baltenland. 1917.

Es war die Zeit des mächtigen norddeutschen Städtebundes der Hansa, es war das Zeitalter der Kreuzzüge mit ihrem geistlichen Rittertume, das Zeitalter der hochsinnigen Hohenstaufen, als vor siebenhundert Jahren die Kolonie Livland, das jetzige Kur-, Liv-, Estland, angelegt, erobert und somit das neue „Deutschland“ begründet wurde. Ein Damm sollte es sein, kühn hinausgebaut in das brandende Meer der slawischen Völker. —

Heute möchten wir uns die Frage zu stellen erlauben:

Sind die wirtschaftlichen und politischen Ideen, die vor siebenhundert Jahren nicht nur zur Gründung Preußens, sondern auch Livlands führten, nicht auch heute noch lebensgewährend? Und, wenn sie es sind, soll alle Arbeit, sollen alle Opfer für den Besitz dieses von deutschem Blute sattsam getränkten wertvollen Landes — das bei einer Größe von 1600 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 1000 Seelen auf die Quadratmeile noch eine Besiedlung mit mehreren Millionen Menschen darbietet — eine Verirrung gewesen sein?

Hierzulande ist das Bewußtsein des Zusammenhanges der Zeit des Ordens und der Hansa mit der Folgezeit nie geschwunden. Der heutige Weltkrieg bringt auch dem Baltenlande sein Schicksal. Wird es sein todbringendes Ende oder der Aufstieg zu neuem lichtvollem Leben sein?

9. Die Neutralen. 1917.

Eine alte Geschlechtsregel aus der Schulzeit sagt: Ein Neutrum ist, was keinen Mann, auch keine Frau bezeichnen kann. Nach der Wortbedeutung (ne-uter) heißt es keins von beiden. Also es schließt alles Persönliche aus; es bedeutet etwas Sächliches, Anteilloses. Aber die Neutralen sind ja Menschen, Völker, die eine geschichtliche Entwicklung

genommen haben, zu Persönlichkeiten geworden sind. Wo nun ein Mensch, ein Volk seine Persönlichkeit aufgibt, da sinken sie rechtlich herab zum Begriffe einer Sache; sie werden Sklaven, Eigentum anderer Menschen und Völker. Dazu gibt der Weltkrieg ein Beispiel.

In Übereinstimmung damit heißt es in der Verfassung des großen Gesetzgebers Solon, daß der Bürger, welcher bei inneren Unruhen nicht Partei ergreife, des Bürgerrechtes verlustig gehen solle. Er war damit vogelfrei und gehörte nicht mehr zur menschlichen Gesellschaft.

10. Die Großrussen. 1917.

Sehen wir die Menschheit als ein Ganzes an, so hat jedes Volk die Aufgabe, an dem Fortschritte der Gesamtkultur mitzuarbeiten. Der Anteil der Russen beschränkt sich bei dieser Aufgabe auf ihre bedeutende Mithilfe bei der Abwehr des Vordringens der asiatischen Völker nach Europa; an der gemeinsamen Kulturarbeit beteiligten sie sich nicht. Die heutige Lage Rußlands ist die Folge dieser Versäumnis.

11. Los von Rom. 1917.

Es ist das drittemal, daß die deutschen Völker um ihren gesamten geistigen und wirtschaftlichen Besitz mit dem Geiste des römischen Weltreiches kämpfen müssen. Das erstemal vor bald zweitausend Jahren, als es galt, dies Reich zu zerstören, das ein Pfuhl aller Laster, eine Geißel der unterjochten Völker geworden war und keinen Ausblick auf eine bessere Zukunft bot, nahmen alle germanischen Völker daran Anteil. Nach weiteren tausend Jahren, nachdem die deutschen Völker sich die Schätze des klassischen Altertums zu eigen gemacht und in den Kreuzzügen ihren Gesichtskreis durch Kenntnisaufnahme anderer Glaubens- und Bildungsformen erweitert hatten, konnten sie das Zeitalter der Reformation heraufführen mit dem Kampfe gegen die mit

dem römischen Geiste erfüllte Kirche. Die erkämpfte geistige Freiheit mußten sie mit dem völligen wirtschaftlichen Ruin bezahlen. Gegenwärtig muß dieser hoffentlich letzte Kampf gegen die vererbte unmenschliche römische Politik geführt werden. Gibt es etwas Widersinnigeres als die Annahme, daß die Leiter und Führer eines Volkes, seine Staatsmänner, andere sittliche Begriffe haben dürfen, ja haben sollten als das Volk? Dieser Krieg darf nicht anders als mit deren Vernichtung, mit einer dahin gehenden Sinnesänderung der Völker enden. Zum drittenmal also heißt es: Los von Rom. —

12. Eine große Gefahr. 1918.

Das allgemeine, gleiche, geheime Stimmrecht in staatsrechtlichen Dingen ist ebenso widersinnig, wie seine Geltung bei wissenschaftlichen oder anderen geistigen Fragen wäre. Das abgeschaffte mittelbare Stimmrecht durch zunächst gewählte Wahlmänner wäre jenem Stimmrecht jedenfalls vorzuziehen.

13. Ein Düna-Dniepr-Kanal. 1918.

Eine solche Wasserstraße, die die Ostsee mit dem Schwarzen Meer verbindet, müßte eine Weltbewegung hervorrufen. Beide überaus wasserreichen Flüsse entspringen auf den Waldaihöhen, die als unbedeutende Hügellandschaft selten mehr als hundert Meter über die von Seen und Sümpfen erfüllten Talgründe emporsteigen, fließen über 30 Meilen nebeneinander nach Westen und wenden sich dann, wo sie sich bei Witebsk und Orscha auf 11 Meilen genähert haben, die Düna nach Nordwesten, der Dniepr nach Süden. Ihr Stromgebiet beträgt für die Düna 2200, den Dniepr 10 500 Quadratmeilen, ihre Schiffbarkeit bei der Düna vier Fünftel, beim Dniepr neun Zehntel der Länge. Die Herstellung dieser Wasserstraße dürfte wohl technisch

nicht schwer durchführbar und ihre allgemeine Bedeutung nicht zweifelhaft sein. —

14. Konservative und Liberale. 1918.

Halten wir zusammen, daß der Konservative das Naturgebot der Fortentwicklung aus dem Bestehenden heraus nicht hindern, der Liberale das Befriedigende, Bestehende nicht stören soll, so werden sie beide bald zusammenkommen, sobald nur ihr Sinn auf das Ganze gerichtet bleibt. Ein schlimmer Zustand im Leben des Staates tritt nur dann ein, sobald die Konservativen im Festhalten des Hergebrachten erstarren oder die Liberalen der Neigung zu Änderungen und Verbesserungen in haltlosem Freiheitsdrange nachgeben, sobald sich also die erhaltenden und umgestaltenden Kräfte des Volkes nicht mehr zusammenfinden.

15. Politik und Moral. 1918.

Ist es möglich, oder scheint es gar geboten, daß in der Politik, der Staatsverwaltung eine andere Moral, eine besondere Sittlichkeit herrschen darf und herrschen soll als in dem übrigen Leben des Volkes? Diesem widerspricht jede Annahme einer göttlichen Weltordnung, und ohne eine solche, aus der die Gesinnung der Menschen fließt, kann wieder die Menschheit nicht bestehen. —

16. Ein Denkmal baltischen deutschen Geistes. 1918.

Der berühmte Geschichtsforscher Leopold von Ranke sagt in seinem dritten Vortrage vor König Maximilian von Bayern (Ausgabe 1917): „Das römische Recht erhielt darum eine so bedeutende Ausbildung, weil den Ansprüchen der großen Juristen Gesetzeskraft beigelegt wurde, so daß Theorie und Praxis sich niemals enger vereinigten als während der römischen Kaiserzeit.“ —

Si licet parve componere magnis, wenn es erlaubt ist, Kleines dem Großen an die Seite zu setzen, wie es der römische Spruch sagt, so muß diese Bemerkung Rankes bei den Balten im Hinblick auf die Rechtsgestaltung im Baltenlande eine eigenartige Empfindung auslösen. Ist doch die Rechtsentwicklung in Liv-, Est- und Kurland in ähnlicher Weise vor sich gegangen. — Die gesamte Rechtsliteratur dieser Lande hat eine äußere Autorität weder in den 360 Jahren, als diese Lande einen selbständigen Föderativstaat des deutschen Reiches bildeten, noch in der Zeit ihrer Verbindung mit Polen, Schweden und Rußland für sich beansprucht.

17. Versailler Friedensschluß.

Welches Urteil wird die Menschheit über die von den Alliierten gegenwärtig verlangten Friedensbedingungen fällen müssen, und welche Folgen müßten sie zeitigen, wenn sie in Kraft treten könnten? Wir nehmen dies Urteil zunächst wohl am besten aus den Presseäußerungen der feindlichen Staaten. Die angesehenere englische Wochenschrift „Nation“ schreibt: „Die Bedingungen bieten keine Basis für den dauernden Frieden. Sie enthalten schwerwiegende Verletzungen gegen die Vereinbarungen, die von beiden Seiten als Grundlage für den Friedensschluß angenommen waren. Unter dem Deckmantel des Völkerbundes wird die Nacktheit von Annexionen und Vergewaltigung der Nationalitäten verborgen. Keine stete Regierung und keine Industrie kann in Deutschland unter solchem Frieden bestehen. Es ist nicht der Friede der Gerechtigkeit, für den einzutreten Wilson sich bereiterklärte.“ Eine sehr bedeutende Ablehnung der Friedensbedingungen enthält auch der Abschiedsbrief des amerikanischen Delegierten Bullitt an Wilson: „Es erscheint mir“, so sagt er, „als die Pflicht der Regierung der Ver-

einigten Staaten, zum Besten unseres Volkes und für das Glück der Menschheit die Unterschrift unter diesen ungerechten Vertrag, den Beitritt zu diesem Völkerbund und damit ein engeres Zusammengehen mit Frankreich zu verweigern. Es ist mir bekannt, daß Sie sich persönlich den ungerechten Abmachungen widersetzt haben, und daß Sie nur unter dem stärksten Drucke nachgaben. Dennoch bin ich davon überzeugt, daß es besser gewesen wäre, wenn Sie den Kampf offen vor aller Welt und nicht hinter verschlossenen Türen ausgefochten hätten. Sie würden dann die öffentliche Meinung der ganzen Welt für sich gehabt haben und wären imstande gewesen, jedem Ansinnen Widerstand zu leisten, mit dem Sie nicht einverstanden waren.

Auf diese Art wäre es Ihnen möglich gewesen, auf jener sicheren Basis allgemeingültiger Grundsätze von Recht und Gerechtigkeit, die Sie immer als Ihr Ziel bezeichneten, eine neue Weltordnung aufzubauen. Sie haben aber in Wahrheit für unseren Untergang gekämpft. Es ist tief bedauerlich, daß es Ihnen an Vertrauen zu den Millionen gefehlt hat, die unter allen Völkern der Welt dachten und denken wie ich.“

Diese Stellung zu den Friedensbedingungen nahmen noch fünfundzwanzig Delegierte ein und kennzeichneten dies durch ihren Rücktritt. —

Aus der gesamten Betrachtung des menschlichen Lebens geht wohl hervor, daß der Kampf zwischen Natur und Geist es erfüllt und seine Auslösung in der Vereinigung von Sinnenglück und Seelenfrieden finden soll. Halten wir dagegen das Bild, das die heutigen Völker in ihrem Tun darstellt. Es zeigt ihren vollkommenen Rückfall in die tierische Natur. Raub und Gewalt, Habsucht und Betrug, der Vernichtungswille gegenüber dem Gegner beherrschen ihre Führer. Und das geschieht alles unter der Maske einer Be-

freijung aller Völker von Unterdrückung und Gewährung einer vollkommenen Selbstverwaltung unter dem Schutze eines Völkerbundes. Wenn der Bund nicht auf höherer Stufe steht und zusammengehalten wird durch gegenseitiges Vertrauen und den Willen zur Gerechtigkeit, dann ist es eben kein Bund und hat er keinen Wert. — Der gegenwärtige Weltkrieg sollte, wie es hieß, mit einem Völkerbunde enden, der alle weiteren Kriege ausschließt. Ein erhabenes Ziel, aber ein weiter Weg, der dazu führt; denn er verlangt einen völligen Wandel in der Gesinnung der Völker.

b) Drei Abhandlungen aus dem wirtschaftlichen, sprachlichen und seelischen Leben der Menschen.

1. Humanisierung des Kapitals. 1883.

Ungefähr im Jahre 1880 starb in Riga der Kaufmann Armitsteadt mit Hinterlassung von über einer halben Million Rubel zur Errichtung einer städtischen Wohltätigkeitsanstalt. Die Stadt erbaute damit ein vorzügliches Krankenhaus für Kinder, dessen Unterhalt ihr in der Folge auf 30—40 000 Rubel jährlich zu stehen kam. Hätte sie dies Geschenk auf Zinseszins etwa zu 5 % vergeben, bis es sich verdoppelt hat, was in vierzehn bis fünfzehn Jahren geschieht, so wäre sie in der Lage gewesen, von dem Grundstocke alle fünfzehn Jahre den Kapitalbetrag abzunehmen. Eine halbe Million Rubel alle fünfzehn Jahre zu wohltätigen Zwecken würde nicht nur zur Erhaltung und Erweiterung des Krankenhauses, sondern auch noch zu vielen anderen solchen Anstalten ausgereicht haben. Der Unterschied bestand nur darin, daß man sich noch fünfzehn Jahre in der früheren Weise hätte behelfen müssen. —

Wollte man alle Stiftungskapitalien in dieser Weise be-

handeln, so wäre der Bedarf wohltätiger, sich selbst erhaltender Anstalten in absehbarer Zeit vollauf gedeckt und eine reiche Fundgrube zur Aufnahme von sicheren Staats- und anderen gleichwertigen Papieren gegeben. — Auf meine Anregung war dies auch in der Stadtverordnetenversammlung von einem Stadtverordneten vorgeschlagen und von dieser bestimmt worden, das Kapital bis auf weiteres verzinslich anzulegen. Nicht lange darauf wurde doch aus diesem Kapitale das Kinderkrankenhaus gebaut. Das ist die Trägheit des Denkens, der Mangel an Mut zum Ergreifen der Zukunft.

1898. Die ganze Welt, soweit sie aus denkenden und fühlenden Menschen besteht, hat eine Weile stille gehalten, als die Nachricht kam: Bismarck ist tot. Auch dieser gewaltige Mann, der die gesamte politische Welt auf neue Bahnen gewiesen hat, mußte seinen Zoll leisten der Vergänglichkeit des Irdischen. Bei der tiefen Bewegung aber im deutschen Volke glaubte man ein leises Klirren der Germania zu hören. Er war ja vor anderen seines Volkes Held; ihm dankte es, daß er als treuer deutscher Diener seines Herrn das Reich errichtet und die festen Ecksteine einer weitschauenden sozialen Politik gelegt hatte. Seines Volkes Seele lebte in ihm; darum erschien, was er tat und sagte, aus dem Herzen des Volkes heraus getan und geredet.

Wie nun sollen wir sein Andenken ehren, wie sollen wir es lebendig erhalten in allen künftigen Generationen? Steinerne und erzerne Denkmäler allein tun es nicht. Sie bleiben ja kalt und tot. Wohl aber könnte es durch folgendes Unternehmen geschehen: Das ganze deutsche Volk sammelt ein möglichst großes Kapital von vielen Millionen Mark. Diese Summe wird in Schuldscheinen des Deutschen Reiches verzinslich angelegt. Sobald der Betrag der angesammelten Zinsen die Höhe des Grundstockes erreicht, wird er ab-

genommen, um damit irgendeine gemeinnützige Anstalt auf den Namen Bismarcks zu begründen. In Zeiträumen von je fünf und zwanzig Jahren würde also eine Summe von vielen Millionen Mark frei werden und eine solche Anstalt begründet werden können, die unbegrenzten Segen verbreitet und das Andenken an Bismarck in Stadt und Land zu den fernsten Geschlechtern trägt.

Es gelang bisher noch in keinem Falle, diese Idee für die Erhaltung aller wohlthätigen Stiftungen, deren Summe im vergangenen Jahrhundert in Deutschland 200 Millionen Goldmark jährlich betrug, in Ausführung zu bringen. Vielleicht wird die Welt nach dem Kriege dafür zu haben sein. Würden die alljährlich in Deutschland zu solchen Zwecken gespendeten 200 Millionen Goldmark zusammengefaßt und dies Kapital, wie oben ausgeführt, behandelt werden, so würde man allerdings fünfzehn Jahre wie bisher sich noch behelfen müssen, aber dafür nach fünfzehn Jahren 200 Millionen Goldmark jährlich, also nach weiteren fünf Jahren die erste Milliarde für das Jahr Goldmark, zu diesem Zweck erhalten.

2. Welche Bedeutung hat die Sprache in Schule und Leben. 1913.

Die „Petersburger Zeitung“ schreibt: Wir erhalten von verehrter Seite folgende tieferschürfende Abhandlung. Sie ist aus dem baltischen Streit um die Unterrichtssprache in der Schule erwachsen und richtet sich in erster Linie an die Deutschbalten. Doch sind die hier so eindringlich gepredigten Wahrheiten auch für unsere Deutschen in der Residenz und im Reich, ja überhaupt für die Deutschen, die so verständnislos ihr Volkstum aufzugeben pflegen, von allergrößtem Wert. Die ernstesten Worte seien besonders den deutschen Eltern zu ernster Beachtung empfohlen.

Der Verfasser schreibt: Um auf die obige Frage Antwort geben zu können, müssen wir uns über das Wesen der Sprache unterrichten lassen. Die bedeutendsten Sprachforscher sagen uns darüber, daß sie, wenn auch ihr Ursprung, wie aller Anfang, wie die Kraft des Samens, unerforschlich bleibt, die eigenste Arbeit des Volkes sei; nie hätte ein Volk zwei Sprachen hervorgebracht, nie wäre eine Sprache Eigentum zweier Völker gewesen. Sie lehrt den Volksgenossen denken in der Denkweise seines Volkes. Diese Folgerichtigkeit der Sprache, die wir seine Logik nennen, veranlaßte den Griechen mit dem Worte „Logos“ nicht nur „Rede“, sondern auch „Vernunft“ zu bezeichnen. Ein Beispiel aus dem täglichen Leben möge dies erläutern. Ein dreijähriges Töchterchen liegt in seinem Bette und fragt: „Mutter, wer macht die Betten?“ „Der Tischler, liebes Kind.“ „Nein, Mutter, der Tischler macht Tische, Betten muß der Bettler machen.“

Der bedeutsamste Abschnitt im Leben der Sprache wie der Menschheit ist das Hervortreten des Bedürfnisses zur Bezeichnung von sinnlich nicht Wahrnehmbarem. Sooft ein Begriff, eine Idee ausgedrückt werden sollte, mußte der Bezeichnung eines sinnlich wahrnehmbaren Gegenstandes eine übertragene Bedeutung gegeben werden. In der Wahl des sinnlichen Gegenstandes, von dem die Bezeichnung genommen wurde, trat natürlich die ganze Anschauungs- und Denkweise des Volkes zutage. Schon das Wort „Begriff“ selbst geht aus von dem sinnlichen „Begreifen“, „Umfassen“, während das griechische Wort „Idee“ von der bildlichen Darstellung hergenommen ist und das lateinische Wort „notio“ „Erkennen“, „Festhalten“ bezeichnet. Man könnte diese Stunde die Geburtsstunde des Menschen, der Inkarnation des Geistes nennen.

Nehmen wir dazu einige Beispiele. Wir sagen noch heute:

„Er ging in das Elend.“ Nach seiner Wortbedeutung heißt es, er ging aus dem Lande, was für ein Unglück galt. Auch der „Tischler“, wie jedes andere Wort, kann uns ein Beispiel sein. Wir sagen zu Tische, das heißt speisen gehen. Von diesem wichtigen Teile des Hausrates wurde ihm der Name, obwohl er auch Betten und Stühle verfertigte. Die Griechen und Römer, die beim Essen auf Polstern lagen, haben dafür einen Mann, der in Holz arbeitet. — Dem Worte „Ehe“ liegt der Begriff des ewigen Vertrages zugrunde, während andere Völker bei der Bezeichnung der Ehe vom Mutterwerden, vom Feste, vom Werben ausgehen.

Betrachten wir das Wort „Glaube“. Hergeleitet wird es bei den germanischen Völkern von Worten, die „lieb — wert — für wahr halten“ bedeuten; bei den anderen arischen Völkern aber von Worten, „die auf etwas stehen“ bezeichnen. Jene lassen den Zweifel zu; diese schließen ihn aus. Der deutsche Glaube ist also etwas anderes als der griechische oder lateinische.

Wählen wir schließlich noch das Wort „Seele“. Es bedeutet Seelein, kleiner See. Die germanischen Völker nehmen also die Bezeichnung der Seele vom Wasser her. Darum reden wir von der Tiefe, dem Grunde, vom Spiegel der Seele, darum lassen wir die Seele erregt, bewegt oder ruhig und still erscheinen. Die anderen arischen Völker haben die Worte für Hauch, Atem, zur Bezeichnung des Begriffes der Seele gewählt. Daraus ergibt sich also wieder, daß die germanische Vorstellung von der Seele eine ganz andere ist als die der übrigen arischen Völker. —

Faust sagt: „Erquickung hast du nicht gewonnen, wenn sie dir nicht aus eigener Seele quillt.“ Wie will man dies Bild in anderer Sprache wiedergeben?

Wie die Sprache das Volk, also auch den einzelnen, durch das Leben begleitet, mögen noch einige Beispiele dartun.

Wir brauchen noch heute die Redensart: „Das ist nicht mehr wie recht und billig.“ Was recht ist, kann weniger sein als billig, und was billig ist, bietet mehr, als was recht ist. Diese Redensart stammt aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Deutschland war so arm geworden, daß es nicht mehr billig sein konnte. — Den schweren Entschluß Luthers, gegen die Autorität aufzutreten, kennzeichnet das von ihm geprägte Wort „Notwendigkeit“; der feine Kunstkenner Lessing beschenkt uns mit dem Worte „Zartgefühl“; der eiserne Kanzler Bismarck braucht das Wort „unentwegt“, und der preußische Leutnant will „schneidig“ sein. Darum sagt der bedeutende Sprachforscher Max Müller beispielsweise: „Wenn alle Kenntnis der Geschichte des englischen Volkes verschwinden würde, könnte man seine Geschichte aus seiner Sprache schreiben.“

Aus dem vorstehenden geht nun einerseits hervor, wie die Sprache uns eine Geschichte des Denkens, Strebens und Handelns unseres Volkes darbietet, wie sie uns zu Volksgenossen macht und uns als treuester Gefährte durch das Leben begleitet, andererseits, daß die Sprachen der verschiedenen Völker auch ganz verschieden voneinander sind. Sie sind es aber nicht nur im Hinblick auf die Weltanschauung, die sie uns vermitteln, sondern auch in bezug auf ihre Ausdrucksfähigkeit. Und dadurch bedingt sich auch ihr verschiedener Wert, da die Ausdrucksfähigkeit ihr letztes Ziel sein muß.

In bezug auf die Ausdrucksfähigkeit teilen nun die Sprachforscher die Sprache in drei oder vier Klassen. Auf der untersten Stufe der Sprachbildung sind die Völker der „isolierenden“ Sprachen stehengeblieben. Der Chinese hat zum Beispiel nur ein gleiches Zeichen für das Eigenschaftswort „groß“, das Hauptwort „Größe“, das Zeitwort „groß sein“ und das Umstandswort „sehr“. — Auch die zum fin-

nisch-tartarischen Sprachstamme gehörigen Völker, die auf der zweiten „zusammenfügenden“ Stufe der Sprachbildung stehengeblieben sind, haben mit ihren Wortungetümen, der Unveränderlichkeit ihrer Bedeutungslaute und ihrem losen Satzgefüge in ihren Sprachen kein treues, lautliches Bild des Denkens. Erst der semitische und vor allem der indogermanische Sprachstamm, diese höchsten Sprachgebilde, die beide auf der dritten „flektierenden“ Stufe der Sprachbildung stehen, lösten die Aufgabe der Sprache und schufen das vollkommenste Bild des Denkprozesses. Die zu ihnen gehörenden Völker sind die Kulturträger in der bisherigen Geschichte der Menschheit.

Um den wahren Sinn des Evangeliums der Welt verkünden zu können, reichte das Semitische mit seinen noch mangelhaften grammatischen Formen, seinen bloß drei Kasus- und zwei Tempusformen nicht aus; dazu bedurfte es der vollen Ausdrucksfähigkeit des Griechischen; darum ward das Neue Testament in griechischer Sprache niedergeschrieben, die mit ihrer überaus feinen und reichen grammatischen Gliederung das anschließende Kleid, den vollendetsten Körper für den Gedanken darbot.

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel möge dies erweisen. — Die griechische Bibel wurde in das Lateinische übertragen und das griechische Wort „metanoia“ durch das lateinische „poenitentia“ und dies dann deutsch durch „Buße“ wiedergegeben. Aber das ist grundfalsch; denn das griechische Wort „metanoia“ richtig wiedergegeben bedeutet „Sinnesänderung“, „Reue“, während in dem römischen Worte „poenitentia“ der Begriff der „poena“, „Strafe“, vorherrscht und bei der Erschlaffung des deutschen Sprachgefühls im Mittelalter nicht mehr gefühlt wurde, daß „Buße“ und „Besserwerden“ zusammenhängen. So konnte es dann durch die Vorherrschaft Roms und seiner

Sprache im Mittelalter dahin kommen, daß, um die Sünde aufzuheben, Strafen auferlegt und diese in Geld abzulösen erlaubt wurde. Damit war der Ablaßhandel fertig. —

Wie Schuppen fiel es Luther von den Augen, als er von dem „Griechlein“ Melanchthon erfuhr, daß „metanoia“ keineswegs durch „Poenitentia“ oder Bußübung wiedergegeben werden dürfe, sondern ganz wörtlich Sinnesänderung, Reue bezeichne.

Aber Hunderttausende von Menschen haben ob metanoia oder poenitentia, ob Sinnesänderung oder Werkheiligung ihr Leben gelassen. Deutschland ist darum im Dreißigjährigen Kriege in Schutt und Trümmer gesunken, und noch heute spalten diese Begriffe die Kulturwelt in zwei Lager.

Aber auch unter den aus dem indogermanischen Sprachstamm hervorgegangenen Sprachen gibt es große Abstufungen, die einesteils durch den Werdegang des Volkes, andernteils durch die Sprache als Naturorganismus hervorgerufen wurden; da der Laut zum Träger des Gedankens wurde, stellt sich die Sprache auch als eine organische Einheit dar, die, wie jeder andere Naturorganismus, unabänderlichen Naturgesetzen, also auch dem Wandel und Verfall, unterliegt.

So sind die keltischen und litauischen Völker, gleich ihren Sprachen, zu keiner vollen Ausbildung gekommen. Am merkwürdigsten zeigt sich der Einfluß der Geschichte des Volkes auf die Sprachentwicklung in der russischen Sprache. Unbekannte slawisch-russische Völker werden von Normannen nach deren Recht beherrscht, unter das Mongolenjoch gebeugt und dann von ihren Herrschern der westeuropäischen Kultur zugeführt. Ein ureigenes Leben entwickelt sich nicht, und die Sprache entbehrt aller Zeitformen für die Bezeichnung der Vergangenheit. Wo die deutsche Sprache vier Zeitformen für die Bezeichnung des Vergangenen hat

— zum Beispiel vom Zeitwort denken: ich dachte, ich hatte gedacht, ich werde gedacht haben —, zeigt uns die russische Grammatik nur eine Form, die aus dem Reste eines Partizips gebildet erscheint — Я думалъ, она думала, они думали. Ebenso beweist der Ausdruck alles Konjunktivischen durch den Laut бы einen Mangel in der Ausdrucksfähigkeit dieser Sprache.

Den Verfall des Lautkörpers zeigen uns in besonders auffallender Weise die mit fremden Bestandteilen stark versetzten romanischen Sprachen sowie die englische Sprache. Aus einem lateinischen „dictus“ wird ein französisches di (t); die lateinischen Worte „et, est, habeat“ lauten französisch nur immer e (et, est, ait); unser „hätten“ ist im Englischen abgeschliffen zu had. — Im Deutschen ist dieser Verwitterungsprozeß noch lange nicht so weit vorgeschritten.

Halten wir nun zusammen:

1. Die Sprache ist der eigenste Besitz eines Volkes; sie bildet den Volksgenossen und überliefert ihm die Summe der geistigen Bewegung, in der es stand und noch steht. Volkstum und Sprache bedingen einander.
2. In ihrer Denkweise sind die Sprachen der verschiedenen Völker ebenso verschieden, wie es die Weltanschauung dieser Völker ist; alle Worte aller Zungen haben Bedeutungen, die nur ihnen zukommen, so daß Worte verschiedener Sprachen, die das gleiche bedeuten sollen, fast niemals dieselbe Vorstellung erwecken können; genau genommen, kann man gar nicht aus einer Sprache in die andere übersetzen.
3. Der Wert der Sprache wird nach ihrer Ausdrucksfähigkeit bemessen; je größer diese ist, desto weiter reichen die Gedanken, desto sicherer können sie übermittelt werden; dieser Aufgabe sind die aus dem

indogermanischen Sprachstamme hervorgegangenen Sprachen und von den lebenden Sprachen dieser Gattung die deutsche am nächsten gekommen.

Dann ergibt sich die Beantwortung der Frage nach der Bedeutung der Sprache in Schule und Leben einfach aus der folgerichtigen Anwendung dieser Grundsätze. In der Schule wird das sichere Auffassen des Lehrstoffes und seine Verwertung zu geistiger Tätigkeit und Ausbildung nur durch den Unterricht in der Muttersprache gewährleistet, in deren Denkweise der Schüler lebt; wie es unvernünftig wäre, die Lehrart des Unterrichts beliebig zu ändern, so ist es auch widersinnig, den Unterricht in einer fremden Sprache, also in verschiedenen Denkweisen, in Worten, die nicht übersetzbar sind, erteilen zu lassen: Kann der Schüler sich in die Denkweise der fremden Sprache einleben und den Lehrstoff durch diese in sich aufnehmen, so verliert er damit die geistige Zugehörigkeit zu seinen Volksgenossen; tut er dies nicht, so wird die Ausbeute seiner Schuljahre nur unfruchtbare Gedächtnisarbeit sein.

Schließlich wollen wir nicht vergessen, daß die deutsche Sprache eine Weltsprache ist, der an Verbreitung nur die englische Sprache überlegen ist, und daß der deutsche Geist ein Lehrmeister geworden ist in aller Welt. Daher müssen wir Deutschen, die wir zu dem Urstamme gehören, der durch das Beibehalten seiner Sprache im Flusse ursprünglicher Bildung blieb, dies Kleinod, unsere Sprache, auf das sorgfältigste bewahren. Das Sprachgefühl oder das Bewußtsein des Wortsinnes verbindet uns mit der Volksseele, aus der die Innerlichkeit des deutschen Wesens, unser Glaube, unser Ordnungssinn, unsere Arbeitsfreudigkeit und Treue fließt. „Deutsche geliebte Landsleute, welchen Reiches, welchen Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernet und

heiliget sie und haltet an ihr; eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr," sagt uns Jakob Grimm. Unser Wert und unsere Dauer hierzulande verbürgt uns nur das Festhalten am deutschen Geiste. Das verlangte Peter der Große von uns, dazu gab uns Alexander der Erste die deutsche Universität Dorpat. —

Möchten doch alle die Wahrheit dessen erkennen! —

3. Ein Niedergang des Abendlandes vor neuem Aufstiege. 1922.

Rede, gehalten in dem Gesellschaftshause der Musse
in Libau.

Geehrte Anwesende! Meine Damen und Herren!

In früheren Jahren habe ich nicht selten über Tagesfragen oder literarische Ereignisse zu Ihnen gesprochen. — Wenn ich heute, im einundachtzigsten Lebensjahre, nach Unterbrechung von mehreren Jahren, durch äußere und innere Verhältnisse veranlaßt, noch einmal das Wort ergreife, so tue ich es, weil ich glaube, ich hätte Ihnen noch etwas zu sagen.

Unter welchen entsetzlichen Verhältnissen die Menschheit heute lebt, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren; wir wissen und fühlen es ja alle. Natürlich haben diese Verhältnisse manche Beurteilung hervorgerufen; eine führende Persönlichkeit ist nicht aufgetreten, auch eine bedeutende Schrift darüber nicht erschienen. Suchen wir einmal nach den Gründen des Niederganges der Sittlichkeit, der Rechtsbegriffe und des geistigen Lebens in der heutigen Menschheit. Im allgemeinen wird dieser aus dem Weltkriege hergeleitet, und man sucht nach dem Schuldigen für den Ausbruch dieses Krieges. Gewiß ist es wertvoll, die Anstifter festzustellen; aber der letzte Grund für den Ausbruch des Krieges liegt tiefer. Es ist dies der zurzeit be-

stehende geistige und sittliche Tiefstand der Menschheit; diesen führte der Krieg nicht herbei, er deckte ihn nur auf; ja, der Krieg wurde durch ihn erst möglich. Den unwiderleglichen Beweis für diesen Niedergang der Gesinnung liefert die Ermordung des österreichischen Kronprinzenpaares, die den Krieg veranlaßte, so wie der Friedensschluß, der ohne einen Widerspruch der Beteiligten wie auch der neutralen Völker bis zur Vernichtung ihrer Menschenrechte und ihres Bestandes gewähren ließ und damit die das Leben erhaltenden Errungenschaften aller Kulturvölker, die Begriffe von Recht und Wahrheit aufhob. Wie läßt sich ein solcher Niedergang der Gesinnung erklären; wie kann, wie soll und muß er überwunden werden? Um diese Erklärung zu finden, müssen wir die bestehenden Zustände an einer Weltanschauung messen.

Der griechische Philosoph Heraklit erkennt als der Weisheit letzten Schluß: alles fließt, das heißt alle Dinge in der Welt sind nach göttlicher Bestimmung einem fortwährenden Wandel unterworfen; es gibt keine unveränderliche Gestalt. Betrachten wir die Natur, so zeigt uns die gesamte körperliche Welt ein unaufhörliches Entstehen, Bestehen und Vergehen. Wir können uns doch eine befriedigende Welt ohne Entwicklung nicht denken. Jede Generation ist von der vorhergehenden verschieden und verlangt die ihrem Geiste entsprechende Betätigung. Diese nimmer aufgehende Fortentwicklung im Sinne und Geiste des Schöpfers ist das göttliche Gesetz der Menschheit. Daher werden wir dieser Weltanschauung Heraklits, der auch Plato, mit Ausnahme einiger vermeintlich wesenhafter und wandelbarer Ideen, zustimmt, anerkennen müssen. Leben ist Bewegung, Stillhalten der Tod. In klarer Erkenntnis dieses Zustandes bittet der deutsche Dichter und Denker Lessing, falls Gott ihm die Wahrheit oder das Streben nach

ihr geben wollte, er möge ihm das letztere geben. Mit dem ersten würden wir ja bereits an das Ende gelangt sein. — Dennoch zeigt der Menscheng Geist diesem Entwicklungsgesetze gegenüber das Bestreben, gewohnte Zustände und Ideen festzuhalten. Unser anerkannter Geschichtsforscher Ranke urteilt von der Arbeit der Menschheit, daß sie zurzeit eine Richtung unentwegt verfolge, bis ein Höhepunkt erreicht sei, dann aber sich von dieser ab und anderen Zielen zuwende. Beide Anschauungen sehen eine Fortentwicklung der Menschheit voraus; die erste eine ununterbrochene, die andere in Zeiträumen. In letzterer tritt der Beharrungswille nicht selten so abweisend hervor, daß er den Fluß hemmt und oft erst weicht, wenn die Flut den Damm durchbricht.

Welche Zustände waren es nun, die, abweichend von dem Entwicklungsgesetze, den gegenwärtigen Aufruhr der gesamten Menschheit herbeigeführt haben?

Zunächst muß uns befremdend erscheinen, daß die gegenwärtigen Sozialrevolutionäre in Deutschland sich nach dem hochgebildeten und hochgemuten Führer des Sklavenaufstandes in Rom Spartakisten nennen, als ob sie von den Volksgenossen wie Sklaven behandelt würden. Zu den ältesten Zeiten der Menschheit, von der uns nur die Sprache berichten kann, hat es wohl noch keine Sklaven gegeben. Die Wurzel aber des indogermanischen Sprachstammes, von der das Wort Arbeit gebildet wird, bedeutet sowohl Erbe wie Sohn und auch Knecht. Es war wohl etwas Natürliches, daß der Sohn auch Knechtsarbeit verrichtete. Erst in den slawischen Sprachen, die den anlautenden Vokal mit der folgenden Liquida umsetzen, in der Arbeit also Rabota heißt, bezeichnet das Wort Rab nicht mehr Sohn, sondern nur noch Sklave. Dann zeigen uns Denkmäler, und endlich erzählen uns schriftliche Überlieferungen, daß fast bei allen Völkern die Sklaverei von Volksgenossen, Kriegsgefangenen

und Schuldner üblich gewesen sei. Bei den alten Kulturvölkern, den Indern und Ägyptern, nahm sie besonders merkwürdige Formen an, die noch erkennen lassen, daß ihre erste Grundlage in der erforderlichen Teilung der Arbeit beruht. Diese Völker schlossen die Volksgenossen nach ihren Leistungen zu Ständen zusammen, in die sie durch ihre Geburt hineinkamen, und aus denen sie nicht hinaustreten durften. Als aus der Familie und der Gemeinde ein Priester- oder Herren- oder Volksstaat hervorging, mußte eine Teilung der Arbeit innerhalb der Volksgenossen eintreten, sollte ein Kulturstaat entstehen. Wo diese Teilung in der Weise geschah, daß sie ein Zusammenarbeiten des ganzen Volkes zu gemeinsamem Ziele herbeiführte, so daß jeder einzelne, auch wenn er das letzte Rad an der Maschine zu drehen hatte, seine Befriedigung an der Mitarbeit fand und als Mitarbeiter von den Volksgenossen geachtet wurde, brachte sie die geistig und sittlich am höchsten stehenden Zeiten herauf. Erst wo das Gemeinsame, die geistige Einheit, aufhört, die bisher freudig übernommene Pflicht zum Zwange wird und das gegenseitige Vertrauen schwindet, weil die Selbstsucht sich schrankenlos geltend macht, der eine Teil seine Arbeit höher einschätzt, die des anderen mißachtet oder die gemeinsam erworbenen Früchte vorzugsweise für sich in Anspruch nimmt, beginnt der Klassenkampf und die Zerrüttung des Volkslebens. In diesem furchtbaren Zustande, in dem Volksgenossen mit grimmigem Hasse einander auf Tod und Leben bis zur Vernichtung bekämpfen, befindet sich heute die Menschheit, also auch das deutsche Volk. — Wenn die Volksgenossen pflichtgemäß in frohem, ehrlichem Streben zum Ganzen sich zusammenfinden sollen, dürften dann ihre Beziehungen zueinander heute noch an indisches oder ägyptisches Kastenwesen erinnern, oder könnten sich dann weite Kreise der Volksgenossen als Sozialisten, Kom-

munisten, Unabhängige oder Spartakisten zum Vernichtungskampfe gegen die anderen vereinen? Ist hier nicht der Lauf weiterer Entwicklung zur Anerkennung des Menschenrechtes durch den Beharrungswillen gehemmt gewesen?

Mit dem letzten Menschenalter war ein Geschlecht heraufgekommen, das in seiner Mehrheit auf wirtschaftlichem Wege nach größtem Gewinn trachtete, sich den realen Wissenschaften, namentlich der Technik zuwandte, den Bestrebungen auf geistigem und auch sittlichem Gebiete meist fernblieb. Die Ausbeutung der Schätze der Erde, zu deren Herrn Gott den Menschen schuf, wurde von einzelnen Gesellschaften zum Nachteil der Massen mißbraucht. — Auch hier liegt eine Abweichung von dem Fortbildungsplane zu höherer Entwicklung sowie zu geordneter Nutzung dessen, was die Erde bietet, durch die gesamte Menschheit vor.

Ganz besonders muß eines, wahrlich nicht des geringsten Umstandes, der immer wieder zu einem und auch zu dem gegenwärtigen Tiefstande der Gesinnung in der Welt geführt hat, hier erwähnt werden. Es ist dies die Erbschaft der Politik Roms, die von den römischen Kaisern deutscher Nation und deren Nachfolgern übernommen wurde. Aus einem städtischen Gemeinwesen war Rom ein weltbeherrschender Staat geworden. Darum blieb die Bezeichnung seiner Regierungsart Politik, obwohl dies Wort nur Stadtkunst bedeutet. Um diesen Weltstaat zusammenzuhalten und ausbeuten zu können, bedurfte es nicht nur seines großartigen Rechtsgedankens, der die Eigentümlichkeit der Völker nicht antastete, sondern auch der List, des Truges und der Gewalt. Als die edlen, hochbegabten Kulturvölker der Goten, Longobarden, Franken usw. das faule römische Reich zerstörten und in Besitz nahmen, gerieten sie, als Herrscher wenig zahlreicher Völker über andere zahlreiche Völker mit großer Zivilisation, in dieselbe Lage, in der sich

die Römer befunden hatten. Sie übernahmen bei der Verbindung mit ihnen deren verderbliche Politik, als deren berüchtigte Vertreter Machiavelli, Comes, Richelieu, Metternich usw. noch nicht vergessen sind. In den Beziehungen der Völker gilt sie noch heute, obwohl das Leben der Menschen auf Recht und Wahrheit begründet ist. Diese Politik, die auf Ausnutzung und Ausbeutung der anderen Völker ausgeht und deshalb zu solchen verwerflichen Mitteln greift, hemmte natürlich das Fortschreiten zu höherer Entwicklung. Gibt es etwas Widersinnigeres als die Annahme, daß die Leiter und Führer eines Volkes, seine Staatsmänner, andere sittliche Begriffe haben dürften, ja haben sollten als das Volk?

Auch der großartige Anlauf zur weiteren Lösung der sozialen Frage durch Kaiser Wilhelm I. in bezug auf Krankheit, Arbeitsunfähigkeit, Altersversorgung aller Staatsangehörigen wurde nicht weiter ausgebaut, weil die Mehrheit des Volkes diese Gesetze als scheinbare Kleinarbeit gering achtete. Damit unterblieb auch jede weitere Lösung der sozialen Frage, bis die Flut den Damm durchbrach.

Endlich waren auch die Fragen des sittlichen und geistlichen Lebens vollkommen ins Stocken geraten. Auch diese unterliegen dem Fortschritte in der Erkenntnis aller sittlichen und göttlichen Dinge. Ein Nebeneinanderstellen von Moses, Paulus, Arius, Anasthasius sowie der Reformatoren Zwingli, Luther, Calvin erweist es. Sie bringen uns die höchsten Werte, aus denen sich die Gesinnung bildet, von der alles abhängt. Die heutige Christenheit verlangt den ihrem Wesen entsprechenden Ausdruck, um die gebotene Wahrheit wieder erkennen, an sie glauben zu können und zu dürfen. Die Nichterfüllung dieses Verlangens erklärt das Fernbleiben von der Kirche und den häufigen Austritt aus der Gemeinschaft sowie die Gleichgültigkeit gegen geistliche Fragen.

Wie soll und muß dieser Niedergang überwunden werden?

Dies ist nur auf geistigem Wege zu erreichen. Als vor 2500 Jahren in Griechenland ein gleicher Zustand herrschte wie der gegenwärtige in Europa, handelte Solon nach dem Grundsatz „Dem Geiste ist das Dauernde gegeben, vergänglich ist und täuschend die Gestalt.“ Und unser großer Philosoph Fichte sagt vor hundert Jahren unter gleichen Verhältnissen seinem Volke: „Nicht Gesetze noch die Form der Verfassung können uns helfen; uns kann nur die Gesinnung helfen.“ Auch unser gegenwärtig bedeutendster Philosoph, Rudolf Eucken, sprach in einer Rede über das, was uns nützt, im vorigen Jahre die Worte aus: „Uns kann nur das Wiedererwachen des geistigen Lebens helfen.“

Selbst die feinsten wirtschaftlichen Unternehmungen können nicht helfen, wenn sie nicht durch einen sittlichen Wiederaufbau gehalten werden.

Alles Große und Schöne ist einfach und allen verständlich, da es, von den ersten sittlichen Grundlagen ausgehend, auf diese zurückführt. Es muß es sein, weil es von allen aufgenommen werden soll. Hier kommt es also darauf an, die vorhandenen Gegensätze in eine höhere Einheit aufzulösen. Dies gibt uns die Geschichte der Menschheit, wie sie uns überliefert worden, an die Hand. Nach den ältesten vom Abendlande übernommenen Urkunden schuf Gott den Menschen zu seinem Bilde; als solcher sollte er das Wissen erlangen, zu unterscheiden, was gut und böse sei, und erhielt er das Wort, von dem es heißt, daß durch dies alles geschaffen wurde. Nackt und bloß tritt der Mensch in das Leben ein; er verbringt es in der Menschheit, mit ihr und durch sie und scheidet aus ihr, ohne irgend etwas mitzunehmen. Er bleibt also ganz der Menschheit und ihrem Schicksal angehörig und folgt ihrer Entwicklung nach gött-

lichem Ratschlusse. Die Menschheit ist also ein Ganzes, zu der alle Völker als besondere Gesamtheiten gehören. Mit dieser Anerkennung fallen alle die Hemmungen, die der Menscheng Geist durch seinen Beharrungswillen gegen die unendliche Fortentwicklung verursachte, von selbst zusammen. Dieser ganzen Menschheit gegenüber hat jeder einzelne und jedes Volk Pflichten zu erfüllen und Rechte geltend zu machen, so daß jedem einzelnen ein menschenwürdiges Dasein gewährleistet werden möge. Eine solche Aufgabe verlangt von ihm das fortwährende Bemühen, das Gute zu erkennen und zum Heile des Ganzen zum Siege zu führen; ein unendliches, wie wir gewöhnlich sagen, ewiges Ziel, das, wie schon oft früher, auch gegenwärtig unterbrochen wurde, bis der neue Weg besritten werden konnte.

Bei dem Aufstieg zu Höherem kommt es dem deutschen Volke zugute, daß es unermeßliche Schätze besitzt, die ihm dazu fröhlichen Mut geben müssen.

An erster Stelle steht unsere Sprache, auf deren höchsten Wert wir schon im vorhergehenden Abschnitte dieses Buches hingewiesen haben.

Wenn es im Evangelium Johannes heißt: „Im Anfang war das Wort; das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort,“ so ist damit gemeint, daß die Menschen die Fähigkeit zur Sprachbildung mitbekommen haben. Die Ausbildung der Sprache, wie dies bei allen göttlichen Aufgaben geschieht, ist der Arbeit des Menschen vorbehalten, damit er sie zu seinem Eigentum erwerbe. Besonders kennzeichnend für sein Wesen ist dabei seine Wahl für die Bezeichnung von Begriffen, die er von Gegenständen oder faßbaren Handlungen herleitete. Sein Kulturzustand und dessen Wechsel sowie seine Gesinnung sprechen sich in diesen Worten unverkennbar aus. Nehmen wir zum Beispiel den Laut, der Menschen bezeichnet. Der Hebräer sagt „Adam“,

der Römer „Homo“; beides hat die Bedeutung Erdgeborener. Dagegen sagt der Grieche „Anthropos“, das heißt der Aufrechtstehende. Endlich sagt der Deutsche „Mensch“, das ist der Sohn des Menu, der Sohn des Geistes oder Denkers. Hier tritt uns zunächst der biblische Standpunkt entgegen; dann folgt die griechische Anschauung, in der die menschliche Gestalt zur Darstellung göttlichen Wesens emporsteigt, und endet mit der deutschen Erkenntnis als Sohn des Geistes. — Einen großen Schatz besitzt die deutsche Sprache darin, daß sie, mit Ausnahme weniger eingebürgerter Fremdwörter, sich rein erhalten hat und auch heute noch zur Bildung neuer Worte, zur Zusammenfügung bekannter befähigt ist. Dies ist auch für die Zukunft des deutschen Volkes von höchster Bedeutung.

Der zweite Schatz des deutschen Volkes ist seine Anschauung von der Arbeit. Bezeichnend ist hier zum Beispiel seine Stellungnahme zur Tätigkeit der Tiere; der Esel wie der Ochse, beides sehr nützliche Haustiere, werden zu Schimpfnamen, weil sie mit Schlägen zur Arbeit getrieben werden müssen. Dagegen erhalten wieder die Biene sowie auch die Ameise, weil sie scheinbar frei arbeiten, das höchste Lob. — Der tolle Jäger jagte auch noch im deutschen Himmel, weil Jagen damals eine Arbeit zum Schaffen des Nahrungsbedarfs war. — Sie gilt im Volk als sittliche Forderung und freie Tat. —

Diesen beiden Schätzen tritt zur Seite die Innigkeit des Glaubens. Er begleitet ihn überall hin, wo er auch gehen und stehen mag, und gibt ihm seine Gesinnung.

Abschied von meiner Hausbibliothek.

Von euch, meine lieben Bücher, ist keines durch Vererbung auf mich überkommen. Wir waren neun erwachsene Geschwister; die Schulbücher gingen von den älteren zu den

jüngeren über; mir blieb keines. Manche von euch, sehr wertvolle, sind liebe Geschenke. Aber auch in diesem Falle ist es mit ihnen so gegangen, wie es mit Geschenken überhaupt geht. — Es wird gewählt, weil es den Anschauungen des Beschenkten im allgemeinen entspricht, natürlich nach dem Geschmacke des Gebers, und paßt nicht immer zu den gesuchten und gesammelten Werken. Ich habe euch versammelt, damit ihr mir sichere Kunde gäbet von dem Wesen der Sprache und dem Werden in der Weltgeschichte und von dem Rechte. Nicht Einzelwissen, Bildung verlangte ich von euch; darum habe ich euch nie zusammengestellt mit einem sogenannten Konversationslexikon. Ein solches habe ich nie in der Hand gehabt.

Ich danke euch für das, was ihr mir gegeben habt. Zunächst fragte ich viele, später vorzugsweise einige. Wenn ich einen Schrank aufschloß, dann erglüheten, was ich nur sehen konnte, eure Titel und Namen in einem besonderen Lichte. Schlug ich ein Buch auf, an dem ich lange vorübergegangen war, und las lange in ihm, dann sagte es wohl: Ich wußte, du würdest wiederkommen. —

So waret ihr in meiner Person zu einem Ganzen verbunden. Was wird nun aus euch werden, sobald ich in nicht ferner Zeit von euch scheide? Einige kommen in eine Bücherei, wo sie nicht mehr ein Ganzes für sich bilden; andere gelangen in eine ganz fremde Umgebung, und etliche gehen gar verloren. Da höre ich von euch die stille Bitte: Ehe du hinweggehst, gib uns ein Bild von unserem bisherigen Zusammensein. In dieser neuen Einheit, dieser kurz zusammengefaßten Gedankenwelt wollen wir weiterleben. Gut, das will ich versuchen. —

3. MEINE WELTANSCHAUUNG IM 81. LEBENSJAHRE.

Als versöhnendes und immer wieder belebendes Ergebnis meiner dargestellten Lebensreise betrachte ich die mir gewordene Erkenntnis, daß es eine göttliche Weltordnung, einen Geist der Liebe gibt, daß die Menschheit ein Ganzes ist, und daß der Mensch, als letzte Schöpfung, seine Aufgabe in ihr erhält. Wenn ich dies Ergebnis feststelle, so liegt es mir vollkommen fern, in philosophischen Erörterungen oder gar mystischen Spekulationen oder mechanischen Untersuchungen das Sein des Geistes und das Werden des Menschen nachweisen zu wollen. Sehr richtig sagt Rückert: „Wer Gott nicht fühlt in sich und allen Lebenskreisen, dem werdet ihr ihn nicht beweisen mit Beweisen.“ Das ist eine Glaubenssache, also eine Sache des Gemütes, über die sich nicht streiten läßt. — Meine hier folgende Weltanschauung ist hervorgegangen als eine Folge der Erfahrungen, die ich auf meiner wohl in bemerkenswerten, jedoch nicht ungewöhnlichen Geleisen sich bewegenden Lebensreise machte, sowie aus den Kenntnissen, die ich mir auf ihr erwarb. Sie will das bisher lebendig Gebliebene aufrechterhalten, das nur zeitlich zur Geltung Gelangte abweisen und auf das im Weiterschreiten zu erstrebende Ziel hinweisen, unterstützt von dem, was uns die Sprache als erste Kundgeberin des Menschengemütes, die Geschichte der Menschheit und die hervorragendsten Geister unseres Volkes darüber sagen.

Eine Weltanschauung a priori, von sich aus, herausbilden zu wollen, die nicht auf früheren Kenntnissen und eigener Erfahrung beruht, wäre ein eitler Wahn. —

a) Gibt es eine göttliche Weltordnung, einen Geist der Liebe?

Die Liebe will danken für gute Gedanken,
Sie heißt uns auch dienen mit freudigen Mienen
Und ruft uns zusammen mit heiligen Flammen.
Wer tat sie erfassen, kann nie von ihr lassen.

Zunächst möchte ich aus der Geschichte der Menschheit einige Merkmale auf dem Wege hervorheben, den die Auffassung von dem Überirdischen, dem Göttlichen genommen hat. Dies erscheint um so mehr erforderlich, als durch den Weltkrieg alle bisherigen Anschauungen auf sittlichem und geistigem Gebiete ins Wanken gekommen sind und vielfach versucht wird, weit hergesuchte Ideen an deren Stelle zu setzen.

Diesen Versuchen steht das schöne Wort Goethes gegenüber:

Laßt fahren hin das Allzuflücht'ge,
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat!
In dem Vergangenen liegt das Tücht'ge,
Verewigt sich in schöner Tat.
Und so gewinnt sich das Lebend'ge
Durch Folg' aus Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständ'ge,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Schon die ersten Nachrichten über das Leben des Menschen, soweit sie uns durch Sitte, Sage und Überlieferung vermittelt werden, lassen erkennen, daß die Menschen eine höhere Gewalt, gewöhnlich die personifizierten Naturgewalten, als über sie herrschend anerkannten und sie verehrten. — Dann brachte der unbewußte Trieb der Tiere, das für sie Geeignete zu wählen, das Gegenteilige zu lassen,

der Instinkt, die Menschen dazu, diesen für heilig zu halten und gewissen Tieren göttliches Wesen beizulegen.

Von einer bedeutenden Erweiterung dieser Anschauung gibt uns die Sage von der Sphinx in Griechenland ein treffendes Bild. Zur Zeit der Einwanderung des Pelops aus Ägypten in dem nach ihm benannten Peloponnes wehrte die ägyptische Sphinx, ein Löwenkörper mit einem Menschenhaupte, auf dem Isthmus von Korinth den Griechen den Zugang zum Peloponnes. Wer das von ihr aufgegebene Rätsel (Was ist das für ein Wesen, das am Morgen auf vier, um Mittag auf zwei, am Abend auf drei Beinen geht?), und dessen Auflösung der Mensch sein sollte, nicht lösen konnte, sank in den Abgrund. Der griechische Volksheld Ödipus löste es. Da sank die Sphinx in den Abgrund, und herauf stieg der Sonnengott Apollo in vollendeter schöner Menschengestalt.

Diesen Vorgang hält die griechische Sprache dadurch fest, daß ihr Wort zur Bezeichnung des Menschen „Anthropos“, den „Aufrechtstehenden“, bedeutet.

Die bisherige Auffassung des Göttlichen und ihre sinnliche Darstellung war bis zum Isthmus von Korinth, bis zum Volke der Griechen vorgedrungen. Hier wurde sie von den Griechen abgewiesen, und an ihre Stelle trat der Geist der Griechen.

Aber auch die reiche griechische Götterwelt konnte das Verlangen der Menschheit nach einem festen Grunde, nach einer über ihr stehenden Macht, die sie lenkt, nicht stillen. — „Wenn sich die Semiten“, so schreibt Weber in seiner Weltgeschichte, „am Euphrat und an der Palmenküste Phöniziens der Natur und Sinnenwelt rückhaltlos hingaben und ihr ganzes Sein unter ihr Machtgebot stellten; wenn dagegen der Inder die Natur mit ihren wechselnden Erscheinungen nur als ein täuschendes Trugbild ohne Wirklichkeit und Wahrheit ansah und sein ganzes Streben nur auf das Gött-

liche und Bleibende hinter der Erscheinung richtete, das allein Bestand und Wert habe, so faßte der Grieche beide Richtungen zusammen und verlieh ihnen Maß und Schranke. Indem er sich der Natur mit offenen Sinnen hingab, sich an ihrer Schönheit ergötzte und mächtiges Walten ehrfurchtsvoll bewunderte, fühlte er doch zugleich in sich eine geistige Kraft, die ihn zum Herrn der Natur machte; er fühlte sich als sittliche, mit Selbstbewußtsein und Willenskraft begabte Persönlichkeit, deren Existenz nicht an den Kreislauf des Naturlebens gefesselt sei.“ Diese unbehinderte geistige Erhebung des Griechentums beruhte aber auf der Unterdrückung anderer Völker, dem unmenschlichen Sklaventume; die Griechen verachteten die anderen Völker, als ob sie Barbaren wären. Sie hatten der Liebe nicht; es fehlte ihnen also das erste und letzte, die Freude an dem Gemeinsamen.

Erst durch das Zusammentreffen einer großen Zahl der Völker der Alten Welt in dem griechisch-römischen Weltreich konnte eine weitere Fortentwicklung der Menschheit stattfinden, wie sie uns durch ein Zusammenfassen der bisherigen geistigen Errungenschaften dieser Völker in der Bibel und in dem sogenannten Neuen Testamente überliefert wird. Auch diese Weltanschauung, die Religion der Liebe, hat unter schweren Kämpfen verschiedene Auslegungen erhalten und ist noch weit davon entfernt, eine allgemeine zu sein. Als größtes Hindernis zeigte sich der für das Geistesleben unfruchtbare Herrschergeist Roms; daher heißt es noch immer: „Los von Rom“. Siehe 2. Ged. a. 9.

Wer die Menschen aus der völligen Zerrüttung ihres geistigen Wesens, in der sie sich bei der Auflösung des griechisch-römischen Weltreiches befanden, wieder emporhob, sagt uns Schlosser in seiner Weltgeschichte: „Wenn

das Schicksal es je wollte, daß das Glück der Welt von den Mächtigen, Reichen ausginge, so hätte Alexander der Große die Welt beglücken können; den Trost gibt aber freilich die Geschichte den Armen, den Gedrückten und Leidenden, daß die Gottheit öfters durch das, was dem Menschen klein scheint, als durch das, was er für groß hält, Revolutionen herbeiführt. Durch arme Hirten, durch eines Zimmermanns Sohn, durch arme Fischer, durch verfolgte Missionarien heilte sie die Wunden, welche der Stolz und die Pracht der Pharaonen, die Üppigkeit der römischen vornehmen Welt, der grausame Druck der späteren Kaiser, die Barbarei der Riesen des Nordens, der Menschheit geschlagen hatten.“ — Bereits ein so kurzer Gang durch die Weltgeschichte, der uns von ödem Götzendienste zu der Religion der Liebe führt, läßt uns erkennen, daß es eine fortwährende Entwicklung in der Offenbarung des Göttlichen, einen Geist der Liebe gibt.

Dasselbe Ergebnis tritt aus dem hervor, was uns die Weltgeschichte von dem Schicksal der Semiten in Kanaan während berichtet. Die Hebräer, Israeliten oder Juden waren um tausend Jahre vor Christi Geburt ein hochentwickeltes Kulturvolk, erfüllt von der Erkenntnis des Geistes, der da sagt: „Ich bin der Herr dein Gott; du sollst keine anderen Götter haben neben mir und sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis machen.“ Wären sie auf diesem Wege geblieben, so hätte dies ihnen und der übrigen Welt zu großem Segen gereichen müssen. Aber ihr Sinn war ein anderer, und es geschah das Gegenteil. — Selbst die Erkenntnis des alleinigen Gottes, die von ihnen ausging, gereichte ihnen zum Unheil. Sie entnahmen aus ihr nicht die Freude des allgemeinen Fortschrittes, sondern folgerten daraus nur für sich, daß sie das auserwählte Volk Gottes seien, das berufen sei, über alle anderen Völker zu herrschen. — Diese Weltanschauung machte sie namentlich bei den benachbarten Völkern so ver-

haßt, daß sie einmal in die ägyptische und das anderemal in die babylonische Gefangenschaft geführt wurden. In diesen furchtbaren Leidenszeiten konnten sie nur aufrecht erhalten werden durch das, was ihre Sänger gedichtet und gesungen, ihre heiligen Seher im Geiste erschaut, was ihre Gesetzeskundigen und Schriftgelehrten aufgezeichnet hatten. Es waren Schätze, die der kommenden Menschheit geblieben sind als Stütze und Trost in den Tagen der Trübsal; sie sind ja teilweise auch in die Bibel übernommen worden. Aber auch diese verstanden die Semiten in Kanaan nicht. Die messianischen Verheißungen sollten nur geistig in Erfüllung gehen; sie nahmen sie aber als Verheißungen irdischen Glückes durch Errichtung eines weltbeherrschenden Königreiches, dessen Mittelpunkt Jerusalem sein sollte. Als Christus nur für die geistige Erneuerung seines Volkes, ja der ganzen Menschheit, eintrat und jede Weltherrschaft ablehnte, wandten sie sich gegen ihn und betrieben seine Kreuzigung. Als die Bewohner Judäas, die an den Glauben einer Weltherrschaft ihrer Bewohner noch weiter festhielten und sich gegen die Herrschaft Roms empörten, auch mit großem Heldenmute die Aufforderung des menschenfreundlichen Kaisersohnes Titus zur Unterwerfung abwiesen, ließ dieser Jerusalem vollständig zerstören; die Juden wurden des Landes verwiesen und in alle Welt zerstreut. — Aber die Israeliten oder Hebräer waren ein großes Kulturvolk mit aristokratischer Gesinnung und haben dies auch während ihrer 2000 jährigen Heimatlosigkeit nicht vergessen. Auch ihre Herrschsucht und Unduldsamkeit sowie ihr Streben nach Macht und Ansehen sind ihnen geblieben. Der Weg zu ihrer Befriedigung mußte bei den veränderten Verhältnissen natürlich auch ein anderer sein. Es gibt ja eine Macht, die frei ist von jedem Volkstum, von jeder Gesinnung, das ist die Macht des Geldes. Dieser wußten sie sich zu bemächtigen,

und mit ihr herrschen sie zeitweise über die Menschheit, soweit diese sich vom Gott der Liebe abgewandt und ihr Herz an irdische Güter gehängt hatte. — Nach dem Evangelium kann niemand zweien Herren, Gott und dem Mammon, dienen. „Entweder er wird einen hassen und den anderen lieben, oder er wird einem anhangen und den anderen verachten.“ — Wer die Macht des Geldes brechen will, kann dies nur auf dem Wege erreichen, daß er alle irdischen Güter in den Dienst der Liebe stellt. Ein anderes gibt es nicht. Die Geschichte der Juden läßt uns gerade dies erkennen.

Fragen wir nun noch, wie die größten Geister unseres deutschen Volkes sich zu der obigen Frage stellen, so erhalten wir, wobei wir nur einige wenige als Vertreter der übrigen nennen, folgende Antworten:

Kepler: „Ich suche in mir den Gott, den ich außer mir überall finde.“

Kant: „Die wahre Gottesverehrung besteht darin, daß man nach Gottes Willen handelt, und dies muß man den Kindern beibringen.“

Lessing: „Bin ich, so ist auch Gott. Er ist von mir zu trennen, ich aber nicht von ihm.“

Goethe: „Gott, das höchste Wesen, ist der Verstand, die Vernunft selber.“

Fichte: „Die unmittelbare Erscheinung und Offenbarung Gottes ist die Liebe.“

Gustav Adolf: „Gott will es.“

Schiller:

„Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie viel auch der menschliche wanke.
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt,
Lebendig, der höchste Gedanke.“

Als Richtschnur für diese trotz mancher Rückfälle immer wieder aufsteigende geistige Bewegung dient das von diesem Geiste für den Menschen gegebene unveränderliche Entwicklungsgesetz, dem unser Leben unterworfen ist. Es kann nicht geändert werden; es ist ja das göttliche Wesen selbst. Daher darf unsere Bitte nie dahin gehen, eine Änderung dieses Gesetzes herbeizuführen, sondern muß lauten: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst“. Die entgegengesetzte Bitte wäre ein Kampf mit Gott gegen Gott.

Die Grundlage dieses Entwicklungsgesetzes, das wir täglich erleben, bildet die dem Menschen mitgegebene Erkenntnis dessen, was gut und böse sei, das angeborene Gewissen, wie Kant es nennt, der kategorische Imperativ. Es zeigt sich in der selbsttätigen Vernunft, die bis zu einem gewissen Grade jedem gegeben ist. Von ihm heißt es im Evangelium Johannes: „So jemand will Gottes Willen tun, der wird es inne werden.“ Dieser Wille ist das Entscheidende. Das ist eben das Großartige und Heilige in den Beziehungen des Menschen zu Gott, das ein unabänderliches Entwicklungsgesetz von uns zu ihm hinüberführt. Dies gibt dem Menschen festen Halt und legt sein Schicksal in seine eigene Hand. Wer danach handelt, erwirbt sich den Frieden der Seele.

Aber dem Menschen ist auch die Willensfreiheit gegeben, vermöge welcher er auch das Böse tun kann und oft tut. Durch diese Betätigung des Menschengeistes wird die Befolgung des Entwicklungsgesetzes gar häufig unterbrochen und dadurch eine schwere Erschütterung im Leben der Menschheit hervorgerufen. Sie ist eine Absonderung vom Gesetz, dem göttlichen Entwicklungsgesetz gegenüber eine Sünde, die, wie jeder böse Wille, nur durch eine Sinnesänderung aufgehoben und gesühnt werden kann. Wo dies geschieht, müssen wir sie unbedingt aufheben, da wir an

diese Abweichungen nicht mehr glauben können und dürfen.

Gegenüber einer solchen Abweichung vom Entwicklungsgesetz in der christlichen Kirche hören wir aus dem Persischen: „Gott ist ein Einziger, warum demnach als Vater, Sohn und Heiligen Geist ihn grüßen.“ — Nach der Vorstellung der christlichen Kirche ist Gott allgegenwärtig, allwissend und allmächtig. Er ist es gewiß; sieh in dich und sieh um dich, überall und in allem kannst du seine Spur erkennen. Er ist allwissend; er weiß und läßt dich erkennen, was gut und was böse ist. Er ist allmächtig in denen, die ihm folgen, ihn lieben. Sollte er da noch der Hilfe eines göttlichen Sohnes oder eines anderen Geistes bedürfen? Können und dürfen wir daher an dem Inhalt des zweiten Glaubensartikels unserer Kirche festhalten, da dieser einer göttlichen Weltordnung, einem allmächtigen Gotte und einem unveränderlichen Entwicklungsgesetze widerspricht? Ebenso wird von dem dritten Glaubensartikel unserer Kirche mit Recht gesagt, daß er dem allgegenwärtigen, allwissenden und allmächtigen Gotte gegenüber nicht begreiflich erscheint.

Hierzu gehört auch die allgemeine Auflehnung gegen das Entwicklungsgesetz, von der uns die Sage vom Turmbau zu Babel erzählt. Dort heißt es: „Die Nachkommen Noahs wollten, als alle Welt noch eine Sprache hatte, einen starken Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte, und dadurch sich einen Namen machen. Der Herr aber fuhr hernieder und verwirrte ihre Sprache, so daß keiner des anderen Sprache verstand und sie davon ablassen mußten. Eine solche Ablehnung des Entwicklungsgesetzes zeigt uns auch der gegenwärtige Weltkrieg mit seinen Folgen. Die Völker verstehen einander nicht mehr. Sie haben sich von dem geistigen Leben abgewandt und sinnlichen Trieben sowie der Eigensucht ergeben. Der Eigensucht, die das gerade

Gegenteil der Liebe ist und notwendigerweise den Unfrieden, den Kampf der einzelnen gegeneinander und die Zerrüttung der Menschheit herausfordert. Bedenken wir nun, daß die Gesinnung des Menschen von seiner Stellung zu Gott abhängig ist, so ist die Abstellung der eben erwähnten Hemmungen des Glaubens von größter Bedeutung. Sie kann wohl nur durch eine weitere Reformation von zuständiger Seite geschehen.

Dieser Weltkrieg darf nicht anders enden als mit dem Erwachen des Geistes der Liebe und dem Wiederaufbau des geistigen und sittlichen Lebens in der Gesinnung der Menschheit. Nur dadurch kann die furchtbare Not, in welche sie gegenwärtig geraten ist, aufgehoben und die Bahn eröffnet werden zu einem höheren Aufstiege. Andernfalls würde der Mensch wieder in die Tierheit zurückfallen.

b) Ist die Menschheit ein Ganzes?

Wir wissen von dem Entstehen der Menschheit ebenso wenig, wie von der Kraft des Samens oder den Eigenschaften der Zelle. Wir können nur rückschließend aus der äußeren Erscheinung des Menschen, aus den ihm innewohnenden Trieben und aus seiner Sprachbildung uns sein Werden vorstellen, um dann aus der Geschichte seines Lebens sein Wesen zu erklären. Der Mensch unserer Erde ist aus dem Tierreiche hervorgegangen und bleibt auch den Trieben dieser Naturgeschöpfe unterworfen. Ihm war die Fähigkeit zur Bildung der Sprache mitgegeben. Die Überlieferung erzählt uns davon im Evangelium Johannes: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“

Ihre Ausbildung mußte er, wie dies die Weltordnung bei allen ihren Aufgaben verlangt, selbst herbeiführen, damit sie sein eigen werde. Mit der Ausbildung der Sprache, mit dem Vermögen, Begriffe durch Übertragung von Bezeich-

nungen für sinnliche Gegenstände auszudrücken, erwuchs die Menschheit. Ihre geistige Entwicklung hielt mit der Ausbildung Schritt und bewahrte ihr die Erinnerung an den jeweiligen Stand ihrer geistigen Bildung. Sie gibt uns die ältesten, sichersten Nachrichten von der Menschheit. Wir denken ja nur in Worten und Sätzen. So bleiben die Gedanken dieser Völker und Menschen durch das Wort im Gedächtnis der Nachwelt. Ich verweise hierbei auf den früher erwähnten Gedanken: „Bedeutung der Sprache.“ (2. b.)

In der Überlieferung vom Werden des Menschen heißt es in der Bibel: „Gott sprach, lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meere, und über die ganze Erde, und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“ — Diese Erzählung sagt uns also nichts von einem mehrfachen Schaffen des Menschen und einem Unterschiede der Geschaffenen. Auch die Geschichte der Menschheit sagt uns davon nichts. Sie erzählt uns wohl viel von dem Auf- und Niedergang der einzelnen Gruppen und Völker, auch berichtet sie uns viel von der Unterdrückung eines Volkes durch das andere sowie von der Herabwürdigung der Unterdrückten bis zu einer niedrigeren Stufe; aber sie nimmt keiner Gruppe und keinem Volke das Recht ihrer Zugehörigkeit zur Menschheit. Dazu erwähnt die obige Erzählung noch des bedeutsamen Umstandes, das alle Menschen einen Anspruch auf die Güter dieser Erde haben. Die Menschheit bleibt daher kraft ihrer gemeinsamen Grundlagen ein Ganzes. Für viele Völker beweist dies auch die Verwandtschaft ihrer Sprache.

Der den Trieben des Tierreiches unterworfenen Mensch ist auch zugleich ein geistiges Wesen, das sich als sittliche,

mit Selbstbewußtsein und Willenskraft begabte Persönlichkeit fühlt. Als ein solches geistiges Wesen unterliegt er auch der göttlichen Weltordnung. Der Kampf dieser beiden Naturen mit sich erfüllt den bedeutendsten Teil seines Daseins.

Nach der Überlieferung wird also der Mensch am letzten Schöpfungstage zum Bilde Gottes und zum Herrscher über die Erde geschaffen. Er bildet daher den Mittelpunkt dieser Erde. Man könnte auch sagen, da der Mensch alle Gegenstände nur nach seinem Auffassungsvermögen anzuschauen vermag, die Erde sei für ihn geschaffen. Ob die Dinge auf dieser Erde an sich betrachtet, wie unsere Philosophen sagen, anders erscheinen könnten, wissen wir nicht. Auch ihre Betrachtung von anderer Seite müßte so lange zweifelhaft bleiben, bis der Schöpfer selbst das Erkennen gäbe. Was die Auffassung, daß die Menschheit ein Ganzes sei, für den einzelnen Menschen, die einzelnen Völker und die ganze Menschheit bedeutet, darauf habe ich bereits in meinen Gedanken 2, b. 3 „Ein Niedergang des Abendlandes vor neuem Aufstieg“, hingewiesen.

Mit dieser Anerkennung fallen alle Hemmungen fort, die die Menschen abgehalten haben, sich in gemeinsamer Arbeit zum Wohle des Ganzen zu vereinen.

Die Spaltung eines Volkes in unnahbare Gruppen kommt in Wegfall, das Vorrecht einzelner Menschen auf Grund des Verdienstes ihrer Vorfahren schwindet, der einzelne darf im Hinblick auf die Gesamtheit nur so weit eingeschätzt werden, was er als Familienglied, Volksgenosse, Staatsangehöriger oder als Mensch in geistiger oder körperlicher Arbeit leistet. Diese Arbeit und die durch sie hervortretende Gesinnung gibt dem Menschen die Gleichheit im Rechte und die Freiheit innerhalb des Sittengesetzes.

c) Das Verhältniß der Menschen zur Erde.

Bei der Betrachtung des Sternenhimmels bei dunkler Nacht erfüllt wohl jeden ein ehrfurchtsvolles Staunen über die Weite des Weltalls. Wir wissen vom Weltall, obwohl von dem Himmel viel erzählt wird, nur das eine, vielleicht das Wichtigste, daß auch die kleine Erde, wie jeder andere Himmelskörper, zu seinen notwendigen Bestandteilen gehört. Verschwände sie plötzlich aus dem Zusammenhalt der Körper, so müßte dadurch das ganze Weltall erschüttert werden. Warum sollen wir also annehmen, daß die Erde für sich allein bestehe und die anderen Himmelskörper nicht auch denselben Gott und ein von ihm gegebenes Entwicklungsgesetz für ihre Bewohner haben. Zumal alle Himmelskörper, Sonne, Mond und Sterne, wie die Überlieferung von der großartigen Schöpfungsgeschichte erzählt, zusammen geschaffen wurden. Diese Annahme ging nur von der früheren Anschauung aus, daß unsere Erde der Mittelpunkt der gesamten Welt sei.

Müssen wir also annehmen, daß unsere Erde auch nur einer von den vielen Himmelskörpern ist, so erscheint nur der Mensch auf ihr in einem besonderen Lichte. Sein Erscheinen auf ihr zeichnet auch der Volksgeist in schlichter Weise mit den Worten: Er ward geboren, nahm ein Weib und starb. Dann aber heißt es von ihm: Nackt und bloß kommt der Mensch in die Welt, er erwacht in der Familie, er lebt in seinem Volke, er steigt zu der Menschheit Höhen; ohne etwas mitzunehmen, verläßt er die Welt. Sein geistiges Wesen bezeichnet treffend folgender bekannter Spruch:

Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
 Ein ewig Werden, niemals Stillestehen,
 Vater, in deine Arme kehre ich zurück,
 von dem ich ausging. —

Weiter sagen unsere größten Geister, namentlich einer der ersten Geisteskürder des deutschen Volkes, Goethe, von der Stellung des Menschen auf dieser Erde: „Nicht zum Jenseits des Lebens streben, nicht von da zurück, hier sollst du weiterleben.“ —

„Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dahin die Augen blinzelnd richtet.
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet,
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.“

„Laßt fahren hin das allzu Flücht'ge!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat;
In dem Vergangenen liegt das Tücht'ge,
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebend'ge
Durch Folg' aus Folge neue Kraft.
Denn die Gesinnung, die beständ'ge,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserem zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.“

Das im Vergangenen liegende Tüchtige, das sich in schöner Tat verewigt und dem Lebendigen Kraft verleiht, sowie die beständige Gesinnung, die den Menschen dauerhaft macht, und das Beständige der irdischen Tage, das uns ewigen Bestand verbürgt, weisen unmittelbar auf das ausschließliche Leben auf dieser Erde hin. Halten wir nun zusammen, daß die Erde ein selbständiger Himmelskörper ist, und daß wir von den übrigen Himmelskörpern nichts wissen, mit dem, was uns die äußere und innere Erscheinung des Menschen

auf der Erde sowie die Aussprüche der größten Geister unseres Volkes uns sagen, so müssen wir anerkennen, daß das Schicksal des Menschen sich auf dieser Erde erfülle. Dabei müssen wir bedenken, daß alles Geistige sich wohl wandeln, aber nie untergehen kann. Nur ein selbständiges Weiterleben der Abgeschiedenen sowie ein folgendes Wiedersehen der Zurückgebliebenen mit ihnen können wir im Hinblick auf das Entwicklungsgesetz nicht annehmen. Wie sollten sich die Abgeschiedenen untereinander verständigen, da sie im Weiterleben andere geworden waren.

d) Die Aufgabe des Menschen in der Gesamtheit

Der Mensch wird durch seine Geburt Erbe der ihm vorangegangenen Menschheit, ihres gesamten geistigen Besitzes und darf eine Anteilnahme beanspruchen an den Gütern unserer Erde. Das erste, was dem Menschen obliegt, ist daher das Antreten dieses Erbtes seiner Väter. Er soll es tun im Sinne der Worte Goethes: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Wie der einzelne Mensch zur Persönlichkeit wird, so soll auch das einzelne Volk im Leben der Völker zur Persönlichkeit werden und zum allgemein Menschlichen, dem Humanen, gelangen. Vielleicht ist dies ein erster Abschluß.

Mit diesem gesamten geistigen Besitze geht nach dem vorstehenden auch die Anerkennung der göttlichen Weltordnung und des Entwicklungsgesetzes sowie die Erkenntnis, daß die Menschen ein Ganzes bilden, auf den Erben über. Die Aufgabe des Menschen muß also sein, nach dieser Anerkennung sein Leben zu gestalten. Die Lebensführung folgt dann im Weiterschreiten in der erwähnten Richtung.

Diese Aufgabe gibt ein vollkommen christlich-reformatorisches Bild des Menschenlebens. Der Mensch soll aus freiem

Willen den weiten Weg des göttlichen Entwicklungsgesetzes gehen, um das zu werden, wozu er bestimmt ist, ein Bild Gottes zu sein. Mensch zu sein ist daher eine große, unendliche Aufgabe; ewig, sagen wir, weil wir als an die Endlichkeit gebundene Menschen den Begriff von Raum und Zeit nicht erfassen können. Zu ihrer Lösung sagt Kant: „In der Welt sei schlechterdings nichts gut zu nennen denn allein ein guter Wille; dieser gute Wille wird das Gute, das ist das Erhaltende, tun.“ Es ist also die Pflicht jedes Menschen, auf diesem Wege zu bleiben und jedes Abirren auch seinerseits abzuwehren. Erst die Willensfreiheit des Menschen, das Gute oder auch das Böse zu tun, macht seine Entscheidung für das Gute zu einer sittlichen Tat.

Die Idee des Menschen ist eine Idee der Gemeinschaft. Schon die Verbindung von Mann und Weib, auf der das Fortbestehen der Menschheit beruht, beweist uns dies. Sein Wert ist also nach seinem Verhältnis zur Gesamtheit zu bemessen. Aus dieser Idee heraus tritt an jeden einzelnen die Forderung, nach seinen Kräften für das Wohl der Gesamtheit mitzutun, und entspringt das Recht des Leidenden, eine Milderung seines Leidens von der Gesamtheit zu verlangen. Daher muß die Lebensführung aller Menschen stets darauf gerichtet bleiben, dieser Forderung und diesem Verlangen gerecht zu werden, um ein befriedigendes Leben für jeden einzelnen zu verwirklichen. Wenn wir das Ziel auch selbst nicht erreichen, so muß es immer unser ernstes Streben sein; der reiche Lohn des Strebens ist eben dies Streben. Es geht aus dem Geist der Liebe hervor, und lieben können — das heißt das Gefühl beseligender Einigkeit haben — und lieben dürfen — das heißt dies Gefühl einer Sache berechtigtermaßen zuwenden —, ist das größte Glück des Menschen. Große Liebe ist auch Größe. Ist dies der Fall, dann können die materiellen Verhältnisse keine Adolphi, Leben und Gedanken eines Kurländers.

ernsten Schwierigkeiten mehr bereiten. Ich verweise hier zum Beispiel auf den früher erwähnten Gedanken der Humanisierung des Kapitals (2. b. 2.).

Etwas anderes ist es mit der geistigen Not; sie kann und darf nie aufhören, ehe nicht das Entwicklungsgesetz erfüllt ist; nur die unendliche Liebe vermag sie aufzuheben; darum kann auch diese nicht weichen. Ihr Wesen besteht ja darin, den Menschen zu dem Göttlichen hinaufzuführen.

e) Ergebnisse dieser Lebensreise mit ihren Gedanken.

Willst du frei sein hier auf Erden,
Herber Täuschung einst entgehn,
Mußt du Gott zu eigen werden
Ganz in Seinem Dienste stehn.

Stellen wir nun zusammen, was nach dem vorstehenden den Inhalt und die Befriedigung des Lebens auf dieser Erde bildet. Durch Befolgen der göttlichen Weltordnung des Entwicklungsgesetzes erwirbt der Mensch die sittliche Freiheit in allem seinem Tun und Lassen; mit der Erkenntnis, daß die Menschheit ein Ganzes sei, gewinnt er einen Anteil an der Herrschaft über die Erde, die allen Menschen gegeben ist; diese steckt ihm nie endende höchste Ziele und verlangt von ihm gemeinsame, beseligende Arbeit; weiter macht sie ihn zum Miterben der Gesamtheit, damit er in der Familie, in seinem Volke, in der Vereinigung der Völker sich weiterbilde. Endlich beschränkt sie, und das ist nicht das Geringste, das angegebene Verhältnis des Menschen zur Erde, seine gesamte Tätigkeit auf unsere Erde.

Ein schönes Wort Goethes stimmt mit dieser Anschauung überein:

„Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.“

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
 In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
 Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“

Aus der furchtbaren geistigen Not, in der sich gegenwärtig die gesamte Menschheit befindet, kann sie nur dadurch hinausgeführt werden, daß sie zum Geiste der Liebe zurückkehrt und im Weiterschreiten dann den Christusglauben von allen Hemmungen seiner Wirksamkeit befreit. Dann werden wir mit einem unserer Dichter sagen können: „Ja, wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf ein Mensch zu sein.“

Auf diesem Wege bin ich zu dem Glauben gekommen, daß es ein Weiterleben des Menschen nach seinem Tode nur in dem Leben der gesamten, sich immer weiter entwickelnden Menschheit gäbe. Dies Aufgehen in den Weltgeist, den Geist der Liebe, und das Weiterleben in ihm, gibt uns ewigen Bestand. Und dazu trägt jeder das Seine bei, ob jung oder alt, ob begabt oder unbegabt, er hat immer Beziehungen zu dem Überlebenden und durch sie zur Gesamtheit gehabt.

Was mir in mancher stillen Nacht
 Klar wurde in der Menschen Leben,
 Das hab' ich klüglich nicht erdacht,
 Der Liebe Geist hat es gegeben.

Mit dem Wahlspruch für dieses Werk, den ich nach seinem Inhalt ergänze, schließe ich es:

„Der rechte Sinn stirbt mit den Menschen nicht;
 Im Leben und im Tode dauert er.
 Er lebt in seiner Umwelt weiter fort
 Und bleibt ein Baustein für die Folgezeit.“ —